Ausgabe Zürich

Nr. 66/67 Juni 2008 | 6. Jahrgang

ensuite

kulturmagazin

Verführung hat mit Mode nichts zu tun

Chantal Thomass - Interview mit der Königin der Dessous Seite 4

Sex - mal so oder so

Ein Film über das Anderssein Seite 22

Zürichs neuer Kunsthort

Kunsthaus Aussersihl Seite 7

AKTUELL IN IHREM KINO

die Reihe ausgewählter französischer Filme — www.french-touch.ch

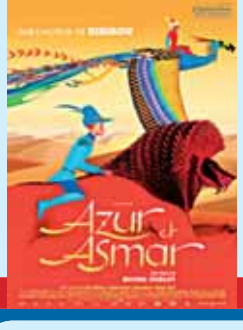
Berlin 2008 – Panorama

LA FABRIQUE DES SENTIMENTS

Von: Jean-Marc Moutout
Mit: Elsa Zylberstein, Jacques Bonnaffé

Speed-Dating à la française: Sieben Männer treffen auf sieben Frauen. Die erfolgreiche Anwältin Eloise (36) hat sieben Minuten, um ihren Charme spielen zu lassen. Wird sie die richtige Entscheidung treffen?

ab 29. Mai 2008



AZUR ET ASMAR

Von: Michel Ocelot

Der Filmemacher Michel Ocelot – bekannt durch die Filme über den afrikanischen Jungen «Kiriku» – erzählt die bezaubernde Geschichte eines ungleichen Brüderpaars in wunderbarer Farbenpracht. Ein berauschendes Märchen aus 1001 Nacht für Kinder und Erwachsene.

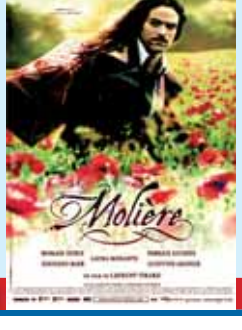
ab 12. Juni 2008

MOLIÈRE

Von: Laurent Tirard
Mit: Romain Duris, Fabrice Luchini, Ludivine Sagnier

Der mittellose Stückeschreiber Molière wird vom reichen Jordain als sein Ratgeber in Sachen Liebe engagiert. Dies ist der Beginn einer Serie von amourösen Verwicklungen, die langsam ausser Kontrolle geraten. Eine fiktive Biografie – so beschwingt wie eine Komödie vom Meister selbst.

ab 19. Juni 2008



J'AI TOUJOURS RÊVÉ D'ÊTRE UN GANGSTER

Von: Samuel Benchetrit
Mit: Anna Mouglalis, Edouard Baer, Jean Rochefort

Wäre Jim Jarmusch Franzose, hätte er genau diesen Film gemacht: Eine kleine Raststätte, vier pensionierte Ganoven, eine schöne Frau, eine Knarre und eine gehörige Portion lakonischer Humor. Ein kultverdächtiges Gangsterstück und ein Muss für jeden Filmliebhaber!

ab 3. Juli 2008

Locarno 2007 – Piazza Grande

Titelseite und Bild links: Ausstellung von Chantal Thomass, Königin der Dessous, in St. Gallen.
Fotos: Studio Harcourt, Paris

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova (av) // Robert Alther, Claudia Badertscher (cb), Peter J. Betts (pjb), David Berger, Simon Chen, Jean-Luc Froidevaux (jlf), Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Belinda Meier (bm), Monique Meyer (mm), Magdalena Nadolska (man), Rebecca Panian, Eva Pfirter (ep), Caroline Ritz (cr), Tatjana Rüegsegger, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela (asv), Simone Wahli (sw), Konrad Weber, Sonja Wenger (sjw), Willy Vogelsang, Katja Zellweger, Ueli Zingg, Micha Zollinger (mz) **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda: kulturagenda.ch;** ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Lukas Ramseyer, Monique Meyer

Abonnemente: 58 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben.
Abodienst: 031 318 60 50

ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 20'000

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh: Lukas Vogelsang, Sophie Fauser **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Gratisauflage: ALIVE Medien AG, 044 272 79 00 und Abonnemente **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. **Es besteht keine Publikationspflicht.**

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.** *(siehe www.kulturagenda.ch)*

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
CH-3007 Bern
Telefon 031 318 6050
E-Mail: **redaktion@ensuite.ch**

ensuite im Juni

■ Die Vorfreude ist – so sagt man – die schönste Freude. Dann wäre also die EM 08 bereits gelaufen – so richtig darauf gefreut hat sich in meinem Umfeld niemand. Die UEFA und die SVP haben dafür gesorgt, dass uns die Feststimmung im Hals erstickte. Mit Sport und Politik hat Fussball in diesen Stadien – oder eben Arenen - nichts mehr zu tun. Die Spieler und BürgerInnen werden zu blöden Marionetten degradiert und jeder Stammtischgröhler spielt sowieso besser und weiss, wie die Welt zu regieren ist.

Das ist unsere Kultur geworden. Wir haben keine Wertschätzung und keinen Sinn mehr für ein gemeinsames Miteinander. Fussball spiele man mit dem Herzen, nicht mit den Füssen... So steht es an den Plakatwänden geschrieben. Wir müssen uns diesen Satz bereits einreden lassen, denn in unserer Realität haben wir längst vergessen, worum es eigentlich geht. Die Zeit, wo das Spiel als volksverbindendes, gesellschaftliches Element galt, ist vorbei. Jetzt dreht sich alles um Fanzonen, Bier, Dresscodes und wer wo wieviel schweinisch kassieren darf.

Diese Herzlosigkeit und dieser Individualisierungswahn stimmen mich traurig. Vielleicht bin ich zu sentimental, aber ohne Herz finde ich die Welt einfach leblos. Die UBS macht mit dem Baron von Münchhausen Geschäfte und zieht sich kriminell an den eigenen Haaren aus dem Verlustsumpf – und wir glauben, dass es funktioniert, weil wir ohne Herz zusehen. Wir BürgerInnen sind diese Fussballspieler geworden, diese Marionetten, die von allen Seiten verhöhnt werden. Ohne Stolz, ohne Würde reagieren wir auf dem Spielfeld. Das Spiel ist verloren, bevor wir spielen, weil wir gar nicht gewinnen wollen, ja, wir wollen nicht mal spielen. Und so macht jeder mit uns, was er will.

Aufwachen! Noch ist die Europameisterschaft vor uns. Noch ist der letzte Ball nicht im Netz gelandet. Noch haben wir Zeit, uns selber eine dankbarere Rolle als die des «goldenen Esels, der Goldtaler wirft» zuzuschreiben. Und das ist, was wir brauchen: Mut und Kraft und vor allem den Glauben daran, dass Fussball mit Herz (und Kultur) gespielt wird. Eine schöne EM.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

INHALT

KULTUR & GESELLSCHAFT
das kunsthaus aussersihl materialisiert sich **7 |** politisch korrekte fotos? **9 |** tischlein deck dich **14 |** bern, ich liebe dich **17 |** der letzte künstler **32 |** von menschen und medien / fauser cartoon **33**

HINTERGRUND
tanzserie folge II: contact improvisation **11**

LITERATUR
wolfgang bortlik, max küng, peter stamm **28 |** wie klingt heiliger zorn? **29 |** filosofenecke **29**

BÜHNE
wir sind alle ein mensch **10 |** ausblick tanz **15 |** unerschöpflicher faust **27**

KINO / FILM
unentschiedener sex **22 |** charmantes russland **22 |** kung fu panda **23 |** dan in real life **24 |** indiana jones and the kingdom of the crystal skull **24 |** julia **25 |** 21 **25 |** azur et asmar **26**

MUSIK
neues aus dem cd-spieler **16 |** ecm listening post **18 |** schweden als amerikanische nation **18**

LIFESTYLE
chantal thomass **4 |** alles mit den fingern **15 |** insomnia **21 |** tratschundlaber **26 |** senioren im web **30 |** birnenförmige zuckerwatte **30 |** kolumne aus dem bau **31**

KULTUR-PUBLIREPORTAGE
schweizerischer blindenbund **39**

KULTURAGENDA
kulturagenda zürich **35**

www.ensuite.ch

FOKUS

chantal thomass

Von Sonja Hugentobler - «Verführung hat mit Mode nichts zu tun» Bilder: Studio Harcourt, Paris / zVg.

■ Im St. Galler Textilmuseum läuft bis Ende Jahr eine grosse Dessous-Ausstellung. Die Pariser Designerin Chantal Thomass hat die reizvollen Stücke inszeniert.

Mit milchweisser Haut, scharlachroten Lippen und ebenholzfarbenem Pagenkopf erinnert Chantal Thomass an Serigrafien von Patrick Nagel. Wie Nagel hat sie ihr Image in den 80er-Jahren geprägt und ist ihm bis heute treu geblieben. Mit ihrer emblematischen Erscheinung führt die Königin der Dessous durch ihr perfekt designtes Web-Universum, musikalisch untermalt von einer kindlichen sexy Stimme, die an die verführerischen Crazy-Horse-Girls mit ihrem typischen Pagenkopf erinnert.

Womit wir bei Luxus und stilvoller Verführung wären, Chantal Thomass' Kernkompetenz. Schon als Teenager hatte Chantal Gentry, einziges Kind einer gutbürgerlichen Pariser Familie, Dessous im Kopf. Sie sah nicht ein, weshalb so schöne Stücke unter Kleidern versteckt werden sollten. Lange bevor Jean-Paul Gaultier oder Dolce&Gabbana diese Idee kommerzialisierten, hat sie Korsagen über Kleidern getragen. Heute ist ihr gleichnamiges Dessous-Label das exquisiteste und sinnlichste, das es weltweit auf dem Markt gibt. Der Fokus auf ihre Person ist kein Marketing-Gag. Sie ist das Label «Chantal Thomass» und entwirft jedes einzelne Teil selbst, was einmalig ist bei einer Weltmarke. Mit Verwegenheit und Intelligenz erforscht und interpretiert sie die intimsten Kleidungsstücke der Frau und ermutigt sie, ihre körperlichen Reize mit verführerischen Dessous in Szene zu setzen, zu ihrer eigenen Freude, nicht der des Mannes, wie sie betont.

Ohne formelle Ausbildung begann Chantal Thomass mit 18, Kleider für sich und ihre Freundinnen zu nähen. Mit 19 heiratete sie Bruce Thomass, Absolvent der Ecole des Beaux Arts. Zusammen gründeten sie ihre kleine Modefirma «Ter et Bantine» und produzierten flippige Kleider aus von Bruce handgemalten Seidenstoffen und für die damalige Zeit exotischen Materialien wie Lurexjersey, Parchent und gewachstem Toile. Damals war jugendliche und fantasievolle Kleidung etwas Aussergewöhnliches und mit der aufkommenden Hippie-Bewegung bald der letzte Schrei, so dass Boutiquen wie Dorothé Bis ihnen ihre Kleider aus den Händen rissen, erst recht, als Brigitte Bardot ihre Kundin wurde. 1969 eröffnete das Paar seine eigene Boutique auf dem Boulevard Saint Germain. 1975 gründeten sie das Label Chantal Thomass und wagten den Sprung auf den Pariser Catwalk mit einigen wenigen Lingerie-Stücken als Accessoires zu den Kleidern. Eine Revolution! Kein anderer Modedesigner beschäftigte sich zu jener Zeit mit Dessous. BHs waren durch den neu entdeckten Körperkult der 68er aus der Mode geraten und im Übrigen hatte Unterwäsche nur einen Zweck zu erfüllen, praktisch sein. Sie selbst, sagt Chantal Thomass, hätte bis zum Alter von 25 Jahren nie einen BH getragen und heute besitzt sie rund 100 Stück. Die Dessous, denen eine Nebenrolle in der Show zugedacht waren, gerieten zum Startschuss zu Chantal Thomass' steiler Karriere als Lingerie-Designerin. Mit ihnen läutete sie eine neue, ultrafeminine Modeströmung ein. Dass einige Teile aus dem selben Stoff geschneidert waren, eröffnete dem Dessous-Sektor neue Dimensionen und brachte erstmals Dessous als sichtbares Accessoire ins Spiel und ans Tageslicht.

Die Expansion der Geschäfte rief nach Geldgebern, die sie 1985 in der japanischen Gruppe World Company fand. Man eröffnete zwölf Boutiquen in ganz Frankreich, vergab Lizenzen in Japan und Europa für Lingerie, Bademode, Schuhe, Brillen und die mittlerweile entstandene Kindermode, zu der Thomass durch die Geburt ihrer zwei Kinder inspiriert wurde. Zehn gute Jahre endeten 1995, als World Company Konkurs machte und Thomas das Recht auf die Benützung ihres Namens verlor. Bis sie diesen 1998 gerichtlich zurückeroberte, designte sie für Marken wie Wolford, Victoria's Secret, Kenzo und Rosy. In der soliden Lingerie-Gruppe DIM fand Chantal Thomass ihren neuen Partner und wagte ihr Comeback. Dieses feierten die Galeries Lafayette 1999, das französischste aller französischen Kaufhäuser, mit einer spektakulären Präsentation, bei der es die heissen Chantal-Thomass-Dessous von Models im Schaufenster des Hauptgeschäftes am Boulevard Haussmann live vorführen liess. Der Boulevard Haussmann vibrierte, leider nur eine Woche lang und nicht 25 Tage, wie es geplant war. Das Happening wurde auf Druck von Feministinnen abgesetzt, denen die Frau als Schaufensterobjekt missfiel. Der Coup war trotzdem gelungen. Chantal Thomas war zurück im Business. DIM ist zuständig für Distribution und Einkauf. Produziert wird in Marokko. Ihre Luxus-Dessous sind weltweit in 27 Shopcorners zu finden, in einer eigenen Boutique in Moskau und in der neuen Pariser Boutique im Stil von Napoléon III an der 246 Rue St. Honoré, bereits wieder Treffpunkt der Dessous-Liebhaberinnen, auch Stars wie Monica Bellucci, Vanessa Paradis oder Isabella Adjani. Die Kollektion ist zwar weltweit zu finden, doch Spitzen-Delikatessen ohne die kommerziellen Vorgaben der Gruppe DIM gelten nach wie vor Thomass' Leidenschaft. Diese produziert sie nur für die Pariser Boutique. Sie sind nach wie vor die Passion der Designerin, deren Renommé in Frankreich beachtlich ist. 2001 wurde Chantal Thomass vom Kulturministerium der

Harcourt

Orden «Chevalier des Arts et Lettres» verliehen. Damit ist sie mit anderen Meistern ihres Fachs wie Rudolf Nurejew, Marlene Dietrich, Jean-Paul Belmondo und David Bowie in bester Gesellschaft.
www.chantalthomass.fr

■ **Interview mit Chantal Thomass**

ensuite - kulturmagazin: Was bedeutet die Schweiz für Sie?

Ruhe, Natur und St. Galler Stickereien, eine immense Inspirationsquelle seit drei Jahrzehnten, in denen ich mit St. Galler Stickern arbeite.

Wie kam es zur Zusammenarbeit zwischen Ihnen und dem Textilmuseum?

Wenn Tobias Forster mich ruft, kann ich nur ja sagen. Mit ihm verbindet mich eine lange freundschaftliche Zusammenarbeit. Allerdings war mir nicht bewusst, in was ich mich da einliess, als ich zusagte. Doch Dessous aller Epochen haben mich schon immer interessiert und ich habe das gerne gemacht.

Gibt es Lieblingsstücke in der Ausstellung?

Ich liebe die 20er- und 30er-Jahre. Deshalb mag ich die Stücke aus jener Zeit am besten. Sie sind so kunstvoll gearbeitet aus wunderschönen Stoffen, wie man sie heute aus kommerziellen Gründen leider nicht mehr machen kann. Für meine Boutique in Paris mache ich allerdings Stücke ohne kommerzielle Zwänge. Da kann ein Set dann über 250 Euro kosten.

Sie waren als Modedesignerin erfolgreich. Weshalb haben Sie auf Dessous gewechselt?

Als ich 1975 meine Mode erstmals auf einem Pariser Laufsteg zeigte, entwarf ich einige Lingerie-Teile dazu, doch solche, die ich nicht unter den Kleidern versteckte. Das war ein sensationeller Erfolg. Ich kriegte dauern Bestellungen für Unterwäsche. Deshalb machte ich weiter und so entwickelten Dessous sich zu meiner Leidenschaft.

Nicht nur Erfolg, es war eine Revolution.

Ja, das war es. Und zwar weil bis dato kein anderer Modedesigner sich mit Dessous beschäftigt hatte. BHs waren durch 68er-Körperkult aus der Mode geraten und Unterwäsche musste erstens versteckt werden und zweitens funktionell sein.

Wozu dienen Dessous?

Dessous sind ein Modeaccessoire, das eine Frau kauft, um sich gut zu fühlen, für sich alleine, nicht für die Männer. Sie geben einer Frau Selbstsicherheit und verbessern ihre Silhouette.

Sind Ihre Dessous nicht eher zum Aus- als zum Anziehen gedacht?

Sie wollen sagen, wir machen Reizwäsche. Sicher machen wir auch Wäsche zum Gefallen, zum Vergnügen. Doch auch reizvolle und luxuriöse Wäsche kann praktische Kriterien erfüllen. Wir haben das ganze Programm, von Strümpfen zu Miedern, Bodys und Bustiers bis Boxer String, String und BHs bis Grösse 95E.

Sie sind Expertin in textiler Verführung. Erklären Sie es uns?

Verführung hat mit Textil nichts zu tun. Verführung hat mit der Einstellung zu tun, die die Frau zu ihrem Körper hat. Verführung fängt damit an, dass man sich morgens sorgfältig anzieht. Zur Verführung gehört Phantasie, ein bisschen Zweideutigkeit, also nicht allzu vordergründig feminine Bekleidung. Dann gibt es natürlich Hilfsmittel. Ein schöner Spitzen-BH zum Beispiel, den man nicht zeigt, sondern nur erahnen lässt mit einem raffinierten Décolleté. Und dann die ultimative Waffe, Strapsen. Doch die zu inszenieren will gekonnt sein, mit einem geschlitzten Rock, der nur einen kurzen Blick auf sie gewähren lässt bei einem gut einstudierten Verlassen des Autos zum Beispiel. Frauen haben es so viel einfacher, verführerisch zu sein als Männer.

Wie viele Dessous besitzen Sie?

Da ich immer einen Prototypen zuerst für mich mache, besitze ich natürlich sehr viele, etwa fünfzig und dazu natürlich den passenden Slip. Ich trage nur Sets.

Sie machen sexy Wäsche. Und doch gelingt Ihnen dabei immer ein mädchenhafter oder humoristischer Ansatz, ohne ins Vulgäre abzudriften. Weil Sie selbst eine Frau sind?

Ja, ich denke, dass nur eine Frau die Grenze des guten Geschmacks für eine Frau erspüren kann. Es ist eine Frage der Raffinesse. Es gibt einfach Grenzen, die man einhalten muss.

Welches sind denn die Tabus?

Zum Beispiel machen wir keine im Schritt geschlitzten Slips oder Panties. Wir haben sogar schon versucht, halbe BHs zu machen, also nur den unteren Teil. Wir schaffen es nicht, sie in unserem Sinn herauszubringen, und so gibt es die bei uns nicht.

Was ist schlechter Geschmack bei Dessous?

Geschmack ist individuell. Für die einen ist ein schwarzer BH unter einer weissen Bluse geschmacklos. Für mich gibt es nur eine richtige Farbe unter einer weissen Bluse, nämlich schwarz. Schlechten Geschmack finde ich, wenn eine Frau mit grossem Busen einen zu kleinen BH trägt oder wenn der String aus der Hose schaut bei einer nicht perfekt gebauten Frau.

Haben Sie männliche Kundschaft auch ausserhalb Valentinstag und Weihnachten?

Sehr oft sogar. Es gibt Männer, die kommen jeden Monat für ein hübsches Geschenk, die kennen dann das ganze Sortiment in- und auswendig und wissen, was sie wollen.

Und dann kaufen sie schwarz-rot?

Das war früher so und trifft heute nur auf die älteren Generationen zu. Zu mir kommen jüngere Männer. Die haben dazugelernt, kennen sich oft in der Mode aus und wissen sogar die Grösse. Sie wählen Dessous, die nicht nur ihnen gefallen, sondern auch ihren Partnerinnen.

Welches sind die neuen Dessous-Trends?

Das sind Höschen, die wieder bis hinauf zur Taille gehen - jetzt wo die Hüftjeans aus der Mode geraten sind und man nicht mehr den String zeigen will. Ebenso BHs im Stil der 50er Jahre, etwas spitziger, wie die damaligen Pin Ups.

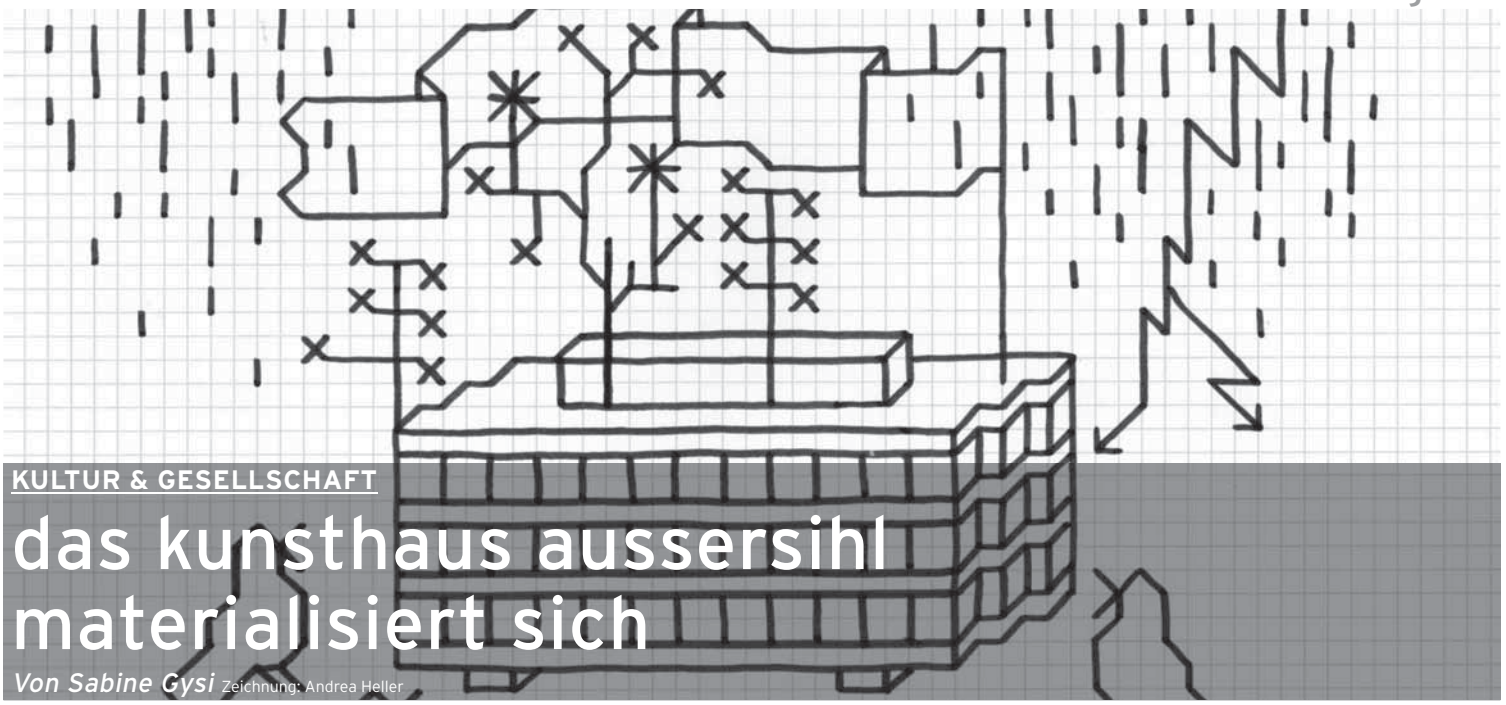
Bild: Chantal Thomass / Studio Harcourt, Paris

■ **Textilmuseum St. Gallen: «Secrets - Dessous ziehen an»**

«Secrets» bringt ans Tageslicht, was sonst verborgen bleibt: Dessous, die intimsten Kleidungsstücke der Frau.

Die Ausstellung führt die BesucherInnen über drei Stockwerke durch die Sitten und Kulturgeschichte der Lingerie. Sie illustriert anhand von mehreren hundert Exponaten die Evolution weiblicher Unterwäsche und macht sichtbar, wie sich diese mit wechselnden Moden und Schönheitsidealen von der viktorianischen Zeit bis heute verändert haben. Sie veranschaulicht ebenfalls die Leistung der St. Galler Textil- und Stickerei-Industrie, die die Geschichte der Luxus-Lingerie weltweit mitgeschrieben hat und noch heute die wenigen Textillieferanten stellt, die in der Lage sind, die filigranen Delikatessen für luxuriöse Dessous zu produzieren und nebst den kreativen auch den höchsten technischen Anforderungen dieses Segments zu entsprechen. Die Ausstellung ist jedoch keine simple Aneinanderreihung schöner Exponate. Projektleiter und Textilunternehmer Tobias Forster und die Pariser Dessous-Designerin und Kuratorin der Ausstellung, Chantal Thomass, zeigen eine variantenreiche Auseinandersetzung mit dem Thema von hohem gestalterischem Niveau. Für die Szenografie zeichnet sich der Belgier Bob Verhelst verantwortlich. Die Show bedient sich multimedialer Mittel mit Ausschnitten aus der Filmgeschichte von den 20er Jahren bis ins Heute, Videos von Pariser Dessous-Modeschauen seit 1950 und Filmwochenschauen von 1955 bis 1959. Spielerisch wird dem Zuschauer die Rolle des Voyeurs zugeteilt, indem sich ihm eine historische Foto-Postkartensammlung hinter einer Wand erst durch Spähen durch dafür vorgesehene Schlüssellöcher erschliesst. Die Darstellungen veranschaulichen die süsse Unbedarftheit sogenannt «frivoler» Posen Mitte des letzten Jahrhunderts, die sich im Vergleich mit zeitgenössischen erotischen Darstellungen wie Kinderbuchsujets ausnehmen.

«Secrets - Dessous ziehen an» bis 30.12.2008
Podiumsdiskussion «Diskretion» am 3. September 2008 u.a. mit Roger Köppel
www.textilmuseum.ch



KULTUR & GESELLSCHAFT

das kunsthaus aussersihl materialisiert sich

Von Sabine Gysi Zeichnung: Andrea Heller

■ Erste Momentaufnahme: Der Blick vom Dach des Amtshauses am Helvetiaplatz über die Umgebung. Die Augen tasten Bekanntes und Ungewohntes ab, finden die verborgenen Kulturpunkte im Quartier, die während der «Aktion 001» letzten Oktober aufgespürt wurden; suchen nach einem unsichtbaren Bild, das sich über Zürich Aussersihl legt und sich vielleicht aus dieser einen Perspektive entschlüsseln lässt – wie in der «Aktion 004», die in diesen Tagen in der Bäckeranlage stattgefunden hat.

Zweite Momentaufnahme: Die Mitglieder des Vereins Kunsthaus Aussersihl stehen vor dem wuchtigen Gebäude. Die untergehende Sonne erhellt die obersten Stockwerke, während die unteren Fensterreihen bereits im Schatten liegen. Die Gesichter auf der Fotografie vermitteln Zuversicht, Schaffensdrang, Realitätssinn. Es liegt auch eine Aufforderung im direkten Blick, der auf den Betrachter fällt: Sein Mitwirken ist gefragt, zumindest in Form von Aufmerksamkeit.

Seit rund zwei Jahren nimmt die Idee eines «Kunsthauses Aussersihl» Gestalt an. Das Amtshaus am Zürcher Helvetiaplatz, das als Raumreserve unterschiedliche Abteilungen der Stadtverwaltung beherbergt hat, wird bald nicht mehr für diesen Zweck gebraucht. Was liegt näher als eine Zwischennutzung oder Umnutzung? Eine Gruppe von Kunst- und Kulturschaffenden, alle bereits mit Projekterfahrung, beschloss im Jahr 2006, Anspruch geltend zu machen.

Zu Beginn erschienen einige Artikel in den Medien, dann schien das Interesse wieder zu erlöschen. Doch unter der Oberfläche der Medienöffentlichkeit arbeiten die Macher unermüdlich daran, dass ihre Idee immer wieder aufblitzt und sich in den Köpfen festsetzt. Denn das Kunsthaus Aussersihl ist nicht erst eine abstrakte Vorstellung, die sich räumlich in dem riesigen Betonklotz am Helvetiaplatz niederlassen will. Es existiert bereits konkret: In den Aktionen (siehe Kasten), die von den Initianten durchgeführt werden. Aktionen, welche die Bevölkerung des Kreis 4 einbeziehen, aber auch die Kulturschaffenden in Zürich und von überallher.

Soll hier einfach ein Gebäude mit günstigen Arbeitsräumen für Kulturschaffende entstehen? – Viel mehr als das. Zuallererst will das Kunsthaus Aussersihl den Austausch fördern, Resonanz auslösen, als Kompetenzzentrum wirken. Das sind nicht bloss schöne Worthülsen, sondern dieser Wille ist in den Zielen des Kunsthauses Aussersihl verankert: Hier werden Künstler, Musiker, Schriftsteller etc. arbeiten, die tatsächlich an einem Austausch interessiert sind. Drei «Mediatoren» stellen diesen Austausch sicher: Der Kommunikator, der den internen Dialog fördert. Der Koordinator, der einen regen Kontakt nach aussen aufrechterhält. Und der Kurator, der organisatorische Dreh- und Angelpunkt, der sich in allen Szenen auskennt. Raum für den Dialog stellen unter anderem eine Bibliothek, Werkstätten und ein Ausstellungsraum zur Verfügung.

Das Kunsthaus Aussersihl ist interdisziplinär. Kulturschaffende aus allen Sparten werden hier arbeiten und gemeinsam Projekte entwickeln. Gastateliers für Leute aus verschiedenen Regionen der Schweiz und aus dem Ausland sind zentral für die Austauschidee. Im Gegensatz zu anderen Zürcher Projekten wie dem Löwenbräu-Areal legt das Kunsthaus Aussersihl seinen Schwerpunkt auf die Produktion von Kunst, nicht die Distribution.

Geplant ist das Kunsthaus Aussersihl vorerst als dreijähriges Pilotprojekt. In drei Finanzierungsmodellen ist ein mehr oder weniger starkes Engagement der Stadt Zürich vorgesehen. Auch wenn das bald leerstehende Gebäude andere Begehrlichkeiten weckt, sind die Mitglieder des Vereins überzeugt, dass ihr Projekt am besten in den Kreis 4 passt und der Stadt am meisten Nutzen bringt: «Wir präsentieren der Stadt eine so ausgereifte Idee, dass sie nur noch zugreifen muss!», sagt Vereinsmitglied Georgette Maag selbstbewusst. Dass solche Projekte mit Schwerpunkt auf der Kulturproduktion funktionieren, beweisen Beispiele in Schweizer und ausländischen Städten: Der PROGR in Bern, das Künstlerhaus in Bremen oder das Kunsthaus L6 in Freiburg im Breisgau.

Der Einbezug der Umgebung ist den Initianten des Kunsthauses Aussersihl ein wichtiges Anliegen. Deshalb arbeiten sie bei ihren Aktionen immer wieder mit Vereinen aus dem Quartier zusammen. Die Sichtbarkeit und die Akzeptanz steigen – inzwischen haben mehr als 300 Interessierte den Newsletter abonniert; rund 50 davon sind Vereinsmitglieder. Das Kunsthaus Aussersihl existiert bereits: Es verfügt über eine Organisation und manifestiert sich in seinen Aktionen. Das Gebäude steht unübersehbar bereit. Wenn alles nach Wunsch verläuft, finden Haus und Inhalt in den nächsten Jahren zusammen.

Information zum Kunsthaus Aussersihl, Anmeldung für Newsletter oder Mitgliedschaft:
www.kunsthausaussersihl.ch

Bisherige und aktuelle Aktionen des Kunsthauses Aussersihl:

001 - Kunstrundgang, Oktober 07. Versteckte Kunst im Kreis 4 wurde aufgespürt.
002 - Kinderhort an der «Kunstszene», Dez. 07 /Jan. 08. Die Kinder bauten ihr eigenes Kunsthaus Aussersihl.
003 - «Skype Meetings»: Internationale Gespräche über Selbstorganisation unter prekären Arbeitsbedingungen. Die Installation dazu ist in der Shedhalle noch bis zum 8. Juni zu sehen.
004 - «Im Grünen» in der Bäckeranlage, 30./31. Mai 08. Eine grosse Zeichnung, die nur aus einem bestimmten Blickwinkel erkennbar ist, wurde erstellt und konnte an diesen beiden Tagen besucht werden.

Die erste Adresse für herausragende Filme und DVDs aus Süd und Ost

www.trigon-film.org – 056 430 12 30

trigon-film

Ferdinand Hodler

Eine symbolistische Vision

Bis 10.8.2008

Kulturelles Highlight 2008
Sonderöffnungszeiten Hodler
Di 10h–21h | Mi–Fr 10h–19h
Sa+So 10h–17h

Hauptsponsor:
CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Bern

Intermezzo

Die Sammlung in Bewegung

Bis 1.2.2009

Öffnungszeiten
Di 10h–21h
Mi–So 10h–17h

Die Sammlung als Sonderausstellung eröffnet neue Einblicke in die Bestände des Kunstmuseums Bern.

Suzan Frecon Malerei

form, color, illumination

11.6. – 28.9.2008

Öffnungszeiten
Di 10h–21h
Mi–So 10h–17h

Eine Co-Produktion des Kunstmuseums Bern und The Menil Collection, Houston
Die Ausstellung im Kunstmuseum Bern wird unterstützt von der Stiftung GegenwART, Dr. h.c. Hansjörg Wyss. Die Ausstellung in The Menil Collection, Houston wird unterstützt von The Brown Foundation, Inc. of Houston, Allison Sarofim, William J. Hill und der Stadt Houston.

Kunstmuseum Bern

X für U
Bilder, die lügen

19.10.2007 – 6.7.2008, Di – So 10 – 17 Uhr
Museum für Kommunikation, Helvetiastrasse 16, Bern

Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland
www.hdg.de

bpb: Bundeszentrale für politische Bildung
www.bpb.de

Medienpartner
SRG SSR idée suisse KEYSTONE Der Bund

Eine Stiftung von
DIE POST LA POSTE LA POSTA swisscom

Museum für Kommunikation
Musée de la communication

Hans Durrer ist Autor von «Ways of Perception:
On Visual and Intercultural Communication»
(White Lotus Press, Bankok, 2006)
www.hansdurrer.com

KULTUR & GESELLSCHAFT

politisch korrekte fotos?

Von Hans Durrer

■ «Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien» schreibt Niklas Luhmann in «Die Realität der Massenmedien». Und fährt fort: «Andrerseits wissen wir so viel über die Massenmedien, dass wir diesen Quellen nicht trauen können. Wir wehren uns mit einem Manipulationsverdacht, der aber nicht zu nennenswerten Konsequenzen führt, da das den Massenmedien entnommene Wissen sich wie von selbst zu einem selbstverstärkenden Gefüge zusammenschliesst. Man wird alles Wissen mit dem Vorzeichen des Bezweifelbaren versehen – und trotzdem darauf bauen, daran anschliessen müssen.»

Was ich über die im April 2008 in Paris eröffnete Ausstellung «Les Parisiens sous l'occupation» (Die Pariser während der Besatzung) weiss, weiss ich aus dem Internet und da vor allem von den Websites der «International Herald Tribune» und des «Tagesanzeigers». Was weiss ich also? Dass die Ausstellung der 270 Farbfotos von André Zucca, welche das Leben in der französischen Hauptstadt während der Besatzung der Nazis während des Zweiten Weltkriegs zeigen, heftige Kontroversen ausgelöst hat.

Die Tatsache, dass André Zucca die Fotos aufgenommen hat, als er für die Wehrmachtszeitschrift «Signal» arbeitete, sei dabei nicht im Zentrum des Disputs gestanden, schreibt die «International Herald Tribune», sondern dass die Fotos gezeigt wurden, ohne sie in den historischen Kontext zu stellen. Der «Tagesanzeiger» berichtet hingegen, die Debatten seien dadurch ausgelöst worden, dass sich Besucher beschwerten, dass in der Ausstellung kein Hinweis auf Zuccas Auftraggeber zu finden sei. Wie auch immer – je mehr Websites ich konsultierte, desto unklarer wurde mir, was wirklich vorgefallen – , doch eine Debatte gab's und sie hatte zur Folge, dass den Besuchern Informationen ausgehändigt wurden, die sie darauf hinwiesen, dass André Zucca ein unbeschwertes, heiteres Paris porträtiert habe. Und weiter: Zucca habe sich entschieden, ein Bild von Paris zu zeigen, dass nicht beziehungsweise kaum die Realität der Besatzung und deren tragische Seiten zeige, also Warteschlangen vor Lebensmittelläden; das Zusammentreiben von Juden; Poster, die Exekutionen bekannt machen.

Man – zugegeben, ich rede von mir – greift sich an den Kopf. Man muss mir nicht sagen, dass ich ein «unbeschwertes, heiteres Paris» vor Augen habe – meine Augen registrieren das, auch wenn es mir nicht gesagt wird. Ich bin auch durchaus imstande, ohne Anleitung mir Gedanken darüber zu machen, was der Fotograf nicht fotografiert hat (weshalb würde ich sonst in eine solche Ausstellung gehen?). Und nicht zuletzt ist mir auch ohne Aufklärung klar, dass diese Bilder unter die Rubrik Propaganda fallen. Mit andern Worten, ich verstehe die «zu Recht heftigen Kontroversen», die der «Tagesanzeiger» behauptet, so recht eigentlich überhaupt nicht.

+++ Wir leben damit, dass Militär- und Regierungszensoren, Redaktoren und Foto-Redaktoren bestimmen, welche Fotos wir zu sehen bekommen. Einigen scheint das jedoch noch nicht genug Zensur. Sie sind der Auffassung, dass Fotos, Bildlegenden, Titel von Foto-Büchern und von Foto-Ausstellungen, die Welt so zu zeigen haben, wie sie sie sehen – sie trauen dem «common sense» wenig zu. Womöglich nicht zu Unrecht, denn «common sense» ist in der Tat nicht so «common» wie der Ausdruck suggeriert. Doch anzunehmen, es gebe ihn überhaupt nicht, scheint denn doch etwas übertrieben.

Die Wächter der politischen Korrektheit scheinen sich neuerdings die Fotografie vorgenommen zu haben. Nicht, dass man den Fotografen (Frauen sind mitgemeint) in unseren ach so aufgeklärten Zeiten sagen würde, was sie aufnehmen dürfen und was nicht – sie dürfen fotografieren, was sie wollen. Doch mitreden wollen die neuen Zensoren darüber, wie das Fotografierte präsentiert wird. So hat der Historiker Jean-Pierre Azéma, der über Zucca geschrieben hat, «Le Monde» gesagt, man hätte die Ausstellung besser «Einige Pariser unter der Besatzung» und nicht «Die Pariser unter der Besatzung» nennen sollen. Ähnlich lässt sich auch der in Berlin lebende Fotograf Akinbode Akinbiyi über Sebastião Salgados prächtigen Fotoband «Africa» (Taschen, Köln 2007) vernehmen: «Mein Haupteinwand gegen dieses Buch besteht darin, wie der Fotograf Salgado den Namen Afrika vereinnahmt hat. Der Titel impliziert, es wäre ein Buch über Afrika. Aber für mich ist das ein sehr begrenzter Blick. Und total altmodisch. Salgado zeigt nur ländliche Gebiete, Hunger, Elend, Krieg, Flüchtlinge. Es ist eine sehr engstirnige Sicht auf Afrika. Man kann das machen, aber man darf es nicht generalisierend ‹Afrika› nennen, meinetwegen ‹Elendes Afrika› oder ‹Mein armes Afrika›». Man kann ja so recht eigentlich nur innerlich aufstöhnen ob solcher Pseudo-Differenziertheit. Glauben diese Männer ernsthaft, irgendwer bedürfe solch hanebüchener politisch korrekter Belehrung?

Wir besuchen Foto-Ausstellungen aus ganz verschiedenen Gründen – um unsere Sicht der Dinge bestätigt zu kriegen, aus Nostalgie, um Orte und Gegenstände wieder zu erkennen, um Neues zu lernen etc. – , doch wir gehen nicht ins Museum oder schauen uns Fotobände ohne jegliches Vorwissen an. Mit andern Worten: Sich vorzustellen, dass jemand in die Pariser Ausstellung von Zuccas Bildern geht und hernach diese mit dem Eindruck verlässt, die deutsche Besetzung von 1940 bis 1944 sei eine aufgestellte, fröhliche Sache gewesen – das ist schlicht absurd. Sollten Besucher jedoch mit dem Eindruck rauskommen, dass die Besetzung nicht nur aus Warteschlangen vor Lebensmittelläden; dem Zusammentreiben von Juden; und von Postern, die Exekutionen bekannt machen, bestand, dann wäre das eine gute Sache, nicht zuletzt, weil die Besatzung in der Tat auch bedeutete, was viele Bilder von Zucca zeigen. Denn – auch wenn wir selten davon hören – diejenigen, die nicht aktiv im Kriegsgeschehen stehen, schlecken auch in Kriegszeiten gelegentlich Glacé, promenieren, sitzen in Cafés und fahren in die Ferien.

Weiter bemängelt der «Tagesanzeiger»: «Geradezu fahrlässig sorglos hat Jean Baronnet die Ausstellung kuratiert. Sie ist nicht thematisch geordnet, sondern lädt zu einem unbekümmerten Spaziergang durch die verschiedenen Stadtteile ein. Als nostalgische Ausschmückung sind neben den Fotos zeitgenössische Film- und Theaterplakate sowie Zigarettenreklamen drapiert. Mühelos hätte man auf Texttafeln einen auch politischen Kontext schaffen können, aber nicht einmal ein Exemplar des ‹Signal› ist ausgestellt.»

Sicher, das hätte man können. Doch wenn nun Monsieur Baronnet für einmal einen andern als den politischen Kontext hervorheben wollte? Darf er das etwa nicht? Nein, darf er nicht, wenn man denn das Beispiel der Pariser Ausstellung zum Massstab nimmt.

Man sollte das nicht tun. Man sollte sich solche Bevormundung verbieten. Auch weil Kontext, es muss betont werden, konstruiert, gemacht, fabriziert ist. Weshalb wir denn, wenn wir das Argument hören, Fotos müssten im Kontext gesehen werden (ich bestreite das nicht), fragen müssen: In wessen Kontext? Und: Verdient es dieser Kontext eigentlich, respektiert zu werden?

BÜHNE

wir sind alle ein mensch

Von Tabea Steiner

■ Jens Nielsen kann alles. In seinen Stücken, Texten, Erzählperformances zumindest, und nicht nur, weil er zumeist Autor, Regisseur und Schauspieler in einem ist. Er überschreitet alle Grenzen, reisst Denkmauern ein und errichtet neue Systeme, aber individuell verformbare; man kann daran ziehen. Es gilt gleichzeitig jede Regel wie auch keine, Jens Nielsen ist dabei der grosse Zauberkünstler und entwirft neue Welten.

Jens Nielsen ist 1966 im Kanton Aargau geboren und machte nach der Schule das Kaafau (O-Ton). Später machte er an der Schauspielschule Zürich eine Schauspielausbildung und arbeitet seither als Schauspieler, Sprecher und Autor in Zürich und Berlin. Zusammen mit Aglaja Veteranyi gründete er die Performance Theatergruppe «Die Engelmaschine» und tritt seither regelmässig mit eigenen Stücken, oft Solostücken, auf. Er hat diverse Preise und Atelieraufenthalte erhalten, wie das Wohnatelier des Kantons Zürich in Berlin, oder hat am Dramenprozessor teilgenommen. So weit so gut. Das tönt alles ganz nett, aber Jens Nielsen ist viel mehr.

In seinem Stück «Endidyll» beschreibt er eine Familie - Vater, Mutter, Sohn, Tochter -, eine ganz normale Familie, wenn man so will, wenn es nicht ein paar Dinge gäbe, die so gar nicht möglich sind. Also eben doch sehr wohl möglich sind. Die Theatergruppe «Trainingslager» verkörpert nun also diese Familie, deren Mitglieder je eine sehr ausgeprägte Identität haben: Vom jüngsten Mitglied ist das Geschlecht noch nicht bestimmt, die Mutter vermisst das Becken und der Vater wird demnächst abberufen, vom Tod persönlich. Ausserdem kennt der todgeweihte Vater den Deckna- men Gottes – Emil. Und die Eule Fritz schaut zu. Alles also Identitäten, die keiner hat, aber: Identität ist etwas Geliehenes, etwas, worauf man sich setzt, um eine Pause zu machen. Und solange man bleibt, ist man eben identisch. Und weiter: Literarisch ist der Tod etwas vom Belebendsten, ich möchte nicht auf ihn verzichten.

Auch in seinen Erzählperformances wie «Die Uhr im Bauch» oder «Alles wird wie niemand will» erzählt Jens Nielsen von Menschen, die mit der Realität den falschen Umgang haben, zumindest für die Realität. Die vergessen haben wie die Welt funktioniert oder einfach nur eine einzelne Funktion nicht kennen und so die ganze Welt umkrempeln, oder zumindest deren realistische Bewohner vor den Kopf stossen. Er lässt keine Gelegenheit aus, zu zeigen, was es auch noch geben könnte, wenn man es zulassen würde, wie viel bunter die ganze Welt wäre, wenn man sie nicht in Farbkreise einsperren würde. Wenn seine Figur partout nicht verstehen kann, wie man Tram fährt, und stattdessen lieber den Hund nimmt, ist das zwar absurd, aber Jens Nielsen bringt uns seine Geschichte so bei, dass das Problem plausibel wird, denn, wer sagt denn, welches der richtige Weg ist, an ein künstliches Ziel wie nach Hause zu kommen?

Jens Nielsen ist ausserdem einer, der Postkarten entwirft mit folgenden Sujet:

Winterkarte - Schräg stellen und Ski fahren

Da haben wir also einen, der mit allen Wassern gewaschen ist, der es versteht, allem den letzten Dreh zu geben, so dass eben die schräg gestellte Karte zum Wintersportort wird, die Welt wird durch einen leichten Anstoss zum Karussell, das sich dreht und dreht. Die Frage ist nur, in welche Richtung. Auf solche Fragen gibt Jens Nielsen in seinen Stücken immer wieder keine Antwort, stellt aber neue Fragen und seine Protagonisten und das Publikum vor neue Probleme. Einen Schelm haben wir da im Grunde, und doch einer, der weiss, dass sich das Gewicht der Welt von einem Moment auf den anderen ändern kann – je nach dem, wo man denn grad steht. Jens Nielsen behauptet von sich selber, nicht viel gelesen zu haben, und daher rührt wohl seine Phantasie, die zumindest meinen Horizont übersteigt: Er kann erzählen wie Hugo Loetscher und dazu eine Pirouette drehen, und was Miranda July mit ihren Kurzgeschichten versucht hat, gelingt ihm. Und selbst wenn er über seine eigenen Texte spricht, vollbringt er ein Meisterstück: «Nun ja, wenn ich darüber noch weiter rede, falle ich mit Sicherheit vom Pferd. Also, das absurde Theater ist mein liebstes. ‹Die Unterrichtsstunde› von Ionesco, als Beispiel. Wenn ich das Stück lese, befällt mich eine solche Heiterkeit, dass ich aufstehen muss und herumgehen. Nur ist es so, ich finde meine Texte überhaupt nicht absurd. Absurd finde ich das Erdgeschoss im Manor.»

Bild: zVg.

TANZSERIE FOLGE II:

contact improvisation

Von Kristina Soldati - Jam-Session Bild: Tinu Hettich & Peter Aerni in «back&forth»

■ Peter kommt auf seine Hände zu stehen, er glitt gerade von einer grünen Schulter. Putzmunter baumelt die orange Hose oben, Peter Aerni ist im Handstand gelandet, nicht gestrandet: Er wird schon wieder abgeholt werden. Lange bleibt man nicht einsam bei der Contact Improvisation. Eine Jam-Session (ein aus der Jazzwelt entlehnter Begriff) ist dafür da, nach Möglichkeit jeden mit jedem tanzen zu lassen. So kommt auch alsbald ein blauer Rücken dahergeschwungen - alles ist im Fluss -, wölbt sich und bietet den orangen Beinen sein Kreuz dar. Das Auf- und Abladen geschieht ohne Hände, versteht sich. Denn Berührung geschieht in Contact Improvisation über die gesamte Hautfläche, nicht über den Tastsinn. Die Arme und Hände geben auch keine Ideen kund, verhelfen nicht zu ihrer Ausführung. Ob die orangen Beine auf dem blauen Rücken zur Ruhe kommen wollen oder nicht, entzieht sich jeder manuellen Manipulation. Was sich entwickelt, ergibt sich aus dem Moment und aus der Wahl angebotener Möglichkeiten. Die Konzentration auf die Gegenwart, ohne sich um Pläne und Erwartungen zu scheren, hat etwas von asiatischen Weisheiten. Natürlich hätte Peter sich nicht in die verdrehte Lage gebracht, wüsste sein Körper nicht um etliche schmerzfreie Auswege. Jahrelang werden solche Auswege eingeübt, wird der Fall rollend abgefangen. Jeder muss sich selbst aus den Situationen, in die er sich bringt, retten können. Diese Einsicht, eine wahre Lebensschule, verpflichtet jeden, seine Grenzen kennenzulernen, sie aber auch zu erweitern. Bei einer Jam-Session treffen nun solche grünen, blauen und orangen Jogginghosen aufeinander, die sich über Jahre diszipliniert beulten und nun übermütig ein Rad schlagen. Am besten über den gerade gewölbten Rücken eines Andersfarbigen. Die Freude an Überraschungen ist befreiend, das wissen wir seit unserem Hervorpreschen aus dem Versteck der Kinderstube. Gelächter gehört ebenso zur musiklosen Geräuschkulisse wie das freie Atmen oder das Marschieren der Fussgänger, der «pedestrian», wie die Pioniere dieser Tanzrichtung in den USA auch genannt wurden. Das immer wieder mal eingelegte gemächliche Laufen lockert die Formationen auf, bricht entstandene Paarkonstellationen ab und ermöglicht neue Begegnungen. In Zeiten immer schnellerer Mobilität ist diesem Potential der Fussgänger aus dem Weg zu gehen, eben: zu umfahren. Der Blick der Tänzer ist nach innen gerichtet, denn Begegnungen entstehen nicht über Augenkontakt. Der Fussgänger lauscht in sich hinein, denn er möchte auf mögliche Einwirkungen und freudige Überraschungen gefasst sein.

Heute bietet die Jam ein Ausklinken aus dem Netz von Handlungsverstrickungen, das unser Leben bildet. Einem Netz, dessen Fäden Richtung Zwecke gespannt sind, die aus unserer Perspektive erstrebenswert sind, welche wiederum durch Fäden, den wohlfundierten Gründen, die wir anhäufen, möglichst weitverzweigt abgesichert sind. Am besten bewegen wir uns im Netz von einem steten Hintergedanken begleitet, uns aus jeder misslichen Lage zur Not blitzschnell abseilen zu können. Fäden sind geknüpft allenthalben auch an Personen, denen Rollen zugewiesen sind. Je mehr, desto besser. Je fester, desto besser. Selbst wenn sich nicht alle Verbindungen zu Seilschaften auswachsen, erwarten wir von jedem, zumindest unser absicherndes Netz nicht einzureissen. Ein jegliches Spiel bietet da ein Ausklinken. Was aber, wenn

dort erneut Rollen lauern? Ein Mannschaftsführer, ein Rechtsaussen. Was aber, wenn wie in jedem Katz-und-Maus-Spiel das Verlieren nie für die Katz ist? Wenn das Spiel nämlich auf den Sieg ausgerichtet ist? Eine Jam-Session dagegen bietet Spiel ohne Sieg und ohne Rollen. Besser noch, mit frei wechselnden Rollen. Jeder darf agieren oder nur reagieren. Überlassen wir es der augenblicklichen Lust. Eine Jam: Die auf zwei Stunden ausgedehnte Gegenwart, in der man dem Augenblick die Möglichkeiten ablauscht.

Die heissen Anfänge in den 60ern In den Anfängen aber waren Jams nicht Inseln im Alltag und erworbene Freiräume. Nein, in den Anfängen hatte die aufmüpfige Jugend der 60er bereits Kahlschlag betrieben. Sie weigerte sich, am sozialen Netz weiterzuknüpfen. Sie verachtete das Flechtwerk einer autoritären Gesellschaft, das den Lebensabend in Wohlstand generiert. Sie scheute sich nicht, die Fäden einer zweifelhaften Solidarität hinter sich niederzureissen. In Amerika wurde von ihnen Solidarität mit dem Vietnam-Krieg verlangt und mit einer diskriminierenden Gesellschaft. In Deutschland mit der Kriegsgeneration und ihren verschwiegenen Verknüpfungen zum NS-Regime, in Frankreich mit der repressiven bourgeoisen Gesellschaft. Eine von tiefen Fragen getriebene Jugend bewegte beide Kontinente. In Amerika, zumal an der West-Küste, mit einem eindeutig blumigeren Geist und ausgelassenerer Lebensfreude. Die Flower-Power schwelgte dank bewusstseinserweiternden und - erheiternden Stäubchen, Tropfen und Düften. Sie waffnete sich mit Tönen, die ihre Peace&Love-Mission in die Welt trugen. Keiner überhörte die weitreichenden Schallwellen eines Jimi Hendrix, und wessen Herz schmolz nicht mit bei John Lennons «Give Peace a Chance»? Wer aber bemerkte die musiklosen Schritte eines Steve Paxton, der mit anderen Gleichgesinnten aus der Atmosphäre dieser Jugend heraus experimentierte? Die Medien übertrugen live die Musik der Zeit, auch die rockigen Tänze die darauf passten, doch unbemerkt blieb, wie im Stillen sich langsam ein Stil formte, der erst 1972 getauft wurde: Contact Improvisation.

Paxton löste sich zu Beginn der 60er von Merce Cunninghams Companie und suchte eine demokratische Tanzform. Ihn leitete ein noch radikaleres Verlangen nach Offenheit für Bewegungen, welche zum Tanzen verwendet werden können, als seinen Meister Merce.«Im Ballett währte weiterhin die traditionelle höfische Hierarchie. Im Modern Dance (Graham, Limon, Lang u.a.) wurde dieselbe soziale Struktur genutzt, nur dass nun Magier statt Monarchen das Zepter schwangen. Postmoderne Tänzer (Cunningham, [...]) wahrten eine alchimistische Diktatur, verwandelten alltägliches Material in Gold, aber schöpften aus den klassischen und klassisch-modernen Quellen der Tanzkompanie-Struktur. Es war das Star-System. Es ist schwer, der breiten Öffentlichkeit andere Systeme zu vermitteln, sind wir doch von der Ausschöpfung der Persönlichkeit und in jedem Aspekt des Theaters von seinem Schein überwältigt», analysierte Paxton im Jahre 1971 den Hintergrund des Tanzes der 60er. Neben der egalitären Idee prägte ihn auch das Zen-beeinflusste Credo im Umfeld John Cages, Bewegung nicht im Voraus zu ersinnen. So viel, d.h. so wenig, bildete den künstlerischen Hintergrund des entstehenden Tanzstils. Die unpathetische Anti-Genie- und Anti-Meisterwerk-Haltung seines Freundes, des Malers und Objektkünstlers Robert Rauschenberg, zersetzten den Kunstbegriff vollends. Die ersten Experimente (1961-64) wurden in New York in der Judson Church aufgeführt. Einmal waren Paxton und seine Genossen (Yvonne Rainer, Trisha Brown u.a.) nur mit einer amerikanischen Flagge bekleidet, die kaum das Gröbste verhüllte. Sie protestierten so gegen den Vietnam-Krieg. Alles weitere entstand auf Matten und in Turnhallen, in Studentengemeinschaften auf dem Campus. Auf dem Boden dieser Offenheit und Experimentierlust konnte nun der Samen der «Flower-Power» aufgehen. Der Grund war bereitet, sogar beackert: Steve Paxton hatte zuvor auch Akrobatik studiert. Der Keim der Contact Improvisation war die Idee, den Tanz sich ereignen und jeden daran teilhaben zu lassen. Da die Hippies Gemeinschaft schätzten und Berührung nicht scheuten, entstand ein kontaktfreudiger Stil. Körpererfahrungen waren für die Hippies kein Tabu, und Tabus sowieso da, um sie zu brechen. Therapeutische Richtungen der Körperwahrnehmung (Alexander-Technik, Feldenkrais), aber auch asiatische Kampfsportarten wie Aikido flossen in die Experimente ein: «Wie kann ich Bewegungen, die auf mich zukommen, schadlos umlenken oder nutzen?» Als Nancy Stark Smith, eine noch heute bedeutende Mitbegründerin der Contact Improvisation, erinnert sich an die Arbeitsatmosphäre. Die Teilnehmer experimentierten und hausten am selben Platz, einem Loft in Chinatown. Die Arbeitsphasen waren nicht festgesetzt, sie entstanden aus ihrem Alltag. Sie probierten aus, welche Bewegungsmöglichkeiten bestehen, während zwei Körper in Kontakt bleiben. Und da Alltag und Experiment ineinanderschmolzen, so auch Tag und Nacht; die Ambiguität der Anfangsphase gesteht Nancy offen ein. Was aber herauskam, ist etwas gänzlich Neuartiges: Bewegungen, die man nie alleine vornehmen kann. Nicht im Sinne des Balletts, wo der Partner die dritte und vierte Pirouette der Tänzerin durch ein Spinnen ihrer Hüfte erwirkt oder ihre Sprünge erhöht und in der Luft einen Moment lang anhält. Sondern wie mechanische Kräfte zweier gleichwertiger Körper aufeinander einwirken, um etwas «Drittes» – wie die Insider sagen -, gar nicht genau Berechenbares, zu ergeben.

Die Gesetze der Dynamik In der Theorie der Dynamik wird die Wirkung der Kräfte an starren Körpern (in der Statik) wie auch an bewegten (in der Kinetik) erfasst. Der menschliche Körper in seiner Kraftwirkung ist deshalb so schwer berechenbar, da an ihm statische und kinetische Gesetzmässigkeiten gelten. Wir finden an ihm das Hebelgesetz, aber auch die Zentrifugalkraft. Die Contact Improvisation nutzt gerne, wie die Vektoren zweier Körper in ihrem Aufeinanderprall eine neue Richtung einnehmen. Wir kennen alle die Übung, uns Rücken an Rücken mit einem Partner aus der Hocke zu erheben. Wir geben starken Druck nach hinten und leichten nach oben, daraus ergibt sich eine vertikale Bewegung von uns beiden. Nicht, dass mechanische Gesetzmässigkeiten bislang im Tanz ungenutzt geblieben wären. Sie waren nur nicht um ihrer selbst willen erforscht und geschätzt worden. Nun spürte man ihnen nach und trägt sie mitunter zur Schau. Die Ästhetik des physikalisch Notwendigen an der Bewegung ist entstanden. Sie konnte aber nur zum Zeitpunkt entstehen, an dem die gesamte Oberfläche des Körpers gleich interessant, der frontale Blickwinkel auf ihn aufgegeben wurde, die aufrechte Haltung nicht mehr zentral im Tanz war und die Berührung jedweder Körperstelle mit jeglicher anderen keinem Tabu mehr unterlag. Und was daran ist Tanz? Die Frage ist berechtigt, aber müssig. Den experimentellen Künstlern ist damals gelungen, die Grenzen des Tanzes, der Kunst im allgemeinen, zu verwischen. Contact Improvisation wurde zeitweise auch Art-Sports genannt. Fest steht, dass Tänzer ohne Unterlass sich um diese Bewegungsart bemüht hatten, und schon in den Anfängen das vernachlässigte Formverständnis der Contact Improvisation zu entwickeln suchten.

Contact Improvisation heute Jam-Besucher verstehen sich nach wie vor oft als Teil einer Subkultur. Sie fühlen ihren «Pyjama-Tanz» belächelt. Contact Improvisation war in Europa nie Ausdrucksform einer starken gesellschaftlichen Bewegung. Sie wurde auch nie zur Freizeit-Modeerscheinung wie Hip-Hop. Der Kunsttanz der 68er drückte sich in Deutschland und Frankreich im Tanztheater aus. Lange Zeit wurde so Contact Improvisation auch nicht in die Ausbildung für zeitgenössischen Tanz integriert. Das beginnt sich zu ändern. In Frankfurt lehrt Dieter Heitkamp seit 1998 an der Hochschule und gewinnt der Contact Improvisation eine didaktische Methode mit System ab. An der Folkwang-Schule in Essen ist Contact Improvisation ein fester Bestandteil. Und in den Niederlanden, die schon immer in moderner Tanzausbildung Vorreiter waren, steht Contact Improvisation an den Akademien Arnheim und Rotterdam auf dem Stundenplan.

Die meisten Companien bauen heute auf die kreative Mitwirkung ihrer Tänzer. Und da Improvisation die Kreativität schult, der Kontaktaspekt wiederum den flexiblen Umgang mit den Mittänzern einübt, bietet Contact Improvisation eine ideale Basis für zeitgenössische Companien. Sie ist durchaus kompatibel mit verschiedenen Stilen. Indem sich Contact Improvisation auf die Nutzbarmachung physikalischer Gesetze konzentriert und ihre Bewegungen ansonsten im Prinzip stilneutral und natürlich sind, ist ein Choreograf, der die Contact-Improvisation-Technik nutzt, an keinem Stil gebunden. Die Companien Drift und Öff Öff sind erfolgreiche Beispiele. Und wie sieht die aktuellste Verwertung der Contact Improvisation aus?

Bild: Tinu Hettich & Ivo Knill / Tanzprojekt «Baywatchers.Grimsel» / 2004

Contact Improvisation hebt ab Die Berner Companie Öff Öff nimmt in ihrem jüngsten Werk die Contact Improvisation buchstäblich. Diese hat nicht nur Materialsammlung für den Choreografen zu leisten, Kontakt ist zentrales Thema: Tänzer werden aus ihrem autonomen Bewegungsfluss gerissen, abgeschleppt und an einzelne vertikale Fremdkörper gelehnt und hingebogen. Ein solcher Körper, wie unbewegt er auch sein mag, ist ein Eingriff in die Selbstbestimmung des Tänzers. Dieser erstarrt, erlauscht und erkundet haptisch das Ausmass des Fremdkörpers wie ein Blinder, wobei die gesamte Oberfläche des Tänzers einen Tastsinn bildet. Und weil der Fremdkörper durchsichtig ist, sehen wir die sich abreibenden Nasen, lauschenden Hintern, schnüffelnden Schultern. Und da entdeckt wird, dass der Fremdkörper formbar ist, sehen wir darin Nasen eintauchen, Hintern Sitz suchenn, Schultern eingehüllt. Wir verstehen, das ist Kontakt pur. Wir zweifeln nicht, das ist Improvisation. Aber wo ist der Tanz? Nun: Die vertikalen Raumkörper sind über zehn Meter hoch und hängen vom Seilboden des Theaters oder nun, in der Probezeit, von der Fabrikdecke des von-Roll-Areals in Bern. Das laut Plan schon im Abriss ist. Was hängt, sind lange, transparente Plastikschläuche, die, oben fixiert, eine eigene Schwing- und Schlenker-Dynamik entfalten, wenn sich ein Hintern an ihm absetzt, eine Schulter sich an ihm wiegt. Was braucht es mehr für den Contact-Tänzer, als diesen ausschwingenden Impuls einzufangen und in einen neuen Bewegungsfluss einmünden zu lassen? Das wäre schon Tanz genug, aber Heidi Aemisegger interessieren keine Soli, auch keine Duette. Sie hat eine siebenköpfige Mannschaft und sucht die wechselseitige Interaktion, die grösser angelegte Choreografie. So tauschen die Tänzer die Schläuche und treffen auch mal zu zweit auf einen. Es entwickelt sich eine spannende Idee, wenn sie vermeintlich von zwei Seiten dieselbe Schlauchwand erkunden - und den Tänzer dahinter entdecken. Der eine kann den Hohlraum des Schlauches ausloten. Mit blossen Händen, Ellbogen und Füssen stemmt er sich rundherum gegen die Schlauchinnenwand und reckt sich, immer höher, in die Lüfte. Und sitzt fest. Denn Stemmen impliziert in der Dynamik Kraft und Gegenkraft, die, ausgewogen, durchaus Stabilität erzeugen kann. Und, weil die Plastikfolie leicht nachgibt, bilden sich die eigentümlichsten Dehngestalten. Das hätte Laban in seinen kühnsten Träumen nicht ersinnen können: Dass sein Ikosaeder einem auf die Haut schrumpft wie eine Fruchtblase, die man sich vom Leib halten will. Ein Kampf um die minimalste Bewegungsfreiheit. Beobachtet in klinisch reinen Reagenzgläsern, eben diesen Schächten. Heidis Erneuerung in der Contact Improvisation geschieht am sensiblen Punkt des Kontakts: Sie fügt dort ein hauchdünnes Medium ein, die transparente Plastikfolie. Deren Zwittercharakter ist perfide: Sie ist durchlässig für Contact-Kommunikation, kann sie aber auch unversehens verzerren. Die Folie kann die Haut Gewicht, Druck und Streicheln weiterhin spüren lassen, kann aber ihnen auch als Schild abwehrend entgegengehalten werden. In der herkömmlichen Contact Improvisation dagegen konnte bislang noch niemand aus seiner Haut schlüpfen und dem Kontakt entkommen. Notausgänge zu studieren ist für die Kompanie ohnehin ratsam. Denn bald ist das Areal abgetragen und Öff Öff steht im Off. Mit dem abgemagerten Zuschuss von 30'000 Franken von der Stadt und denen des Kantons wird sie dann in der Subkultur untertauchen dürfen, von wo aus ihre Companie einst den «Orbit» (Luftstation in 17m Höhe) erklomm.

AUSBLICK TANZ

■ **Etablierte Tanzszene Basel / Zürich** Bevor wir ins kulturelle Sommerloch fallen, was in exotischer Ferne uns gar nicht reut, können wir im Juni ansehen, worüber wir jüngst wegen Steps # 11 vielleicht hinwegschritten: Basel.

Richard Wherlock hat mit «Swan Lake» eine sehenswerte moderne Variante des alten Ballettthemas geleistet. Dennoch steht er mit der Idee männlicher Schwäne in einer (jungen) Tradition. Man ergötzt sich über jede Variante der charakteristischen Bewegungssprache dieses Federviehs. Die fulminanten Tanzeinlagen der vornehmen Zweibeiner im Schloss stören da fast. «Swan Lake»: Theater Basel, Theaterplatz. 1. & 8. Juni, 19:00 h; 2. & 13. Juni, 20:00 h.

Wer die Gelegenheit im letzten Monat verstreichen liess, den weltweit gerngesehenen Gastchoreografen auch mal bei uns zu entdecken, der kann dies noch zweimal nachholen in «Darting Dance» (neben Werken von Richard Wherlock und Jirí Kylián). «Darting Dance»: Theater Basel, Theaterplatz. 3. & 10. Juni, 20:00 h.

Das Züricher Publikum kennt seinen Ballettsolisten Filipe Portugal seit einem Jahr als Choreografen. Wer von «Road B.» am ersten Ballettabend der Saison von ihm angetan war, kann sein Wirken mit der Junior Companie weiterverfolgen.
Opernhaus, Theaterplatz. 7. Juni, 14:00 h.

■ **Gastspiele / Freie Szene**

DV8 Physical Theater in Zürich Die seit den 80ern erfolgreiche Companie DV8 begibt sich auf Welttournee und ist einige Tage in Zürich zu sehen. Kürzlich war sein Tanzfilm «Cost of Living» auf SF1 zu sehen: Die Werke von Newson beschäftigen sich gern mit Grenzerfahrungen. «To Be Straight With You»: Theaterhaus Gessnerallee, Gessnerallee. 8. 20.-22. Juni.

Tanzperformance in Bern Im Zemtrum Paul Klee zeigt Salome Schneebeli mit sieben Tänzern sezierbares und für Menschen verwertbares Verhaltensmaterial – von Ratten. «Terra incognita»: Monument im Fruchtland 3, Bern. 28., 29. Juni, 12:00-16:00 h.

Melting Pot in Basel Zwei fast fünfzigjährige Tänzer treffen sich 25 Jahre nach ihrer gemeinsamen Ausbildungszeit in Béjarts Mudra-Schule und entscheiden, zusammen zu choreografieren: Der Koreaner James Jeon und der Schweizer Philippe Olza. Wenn zudem der in Budapest ausgebildete Zoltan Dani mit fünfjähriger Basler Bühnenerfahrung unter Joachim Schlömer seine choreografische Zusammenarbeitet für «Gdeo» anbietet, wird etwas Originelles draus.
«Gdeo»: Theater Roxy, Muttenzerstr. 6., Basel. 1. Juni, 19:00 h, 3.-6. Juni, 20:00 h.

Music News

TUDOR 7138 SACD HYBRID

TUDOR 7131 CD

WERGO 6684-2 CD

WINTER & WINTER 910 135-2

Modern Music ... for Modern Times

TUDOR®
Musique oblige

www.tudor.ch · info@tudor.ch

KULTUR & GESELLSCHAFT

tischlein deck dich

Von Till Hillbrecht - **Nie mehr ohne: Kühles Bier, spätnachts. In Bern steht es von an auf der Türschwelle.**

■ Sommer 08: Die Kulturflucht wird kommen. Sie kommt jedes Jahr. Berner und Bernerinnen, die sind ja immer in den Sommerferien, alle. Sie flüchten und die Kultur flüchtet mit. Eine grosse tote Hose weht in den Strassen Berns und an den geschlossenen Toren steht: Sommerpause.

Nun, dieser Sommer mag in mancher Hinsicht ein wenig anders sein. Sommer 08 ist Euro 08. UEFA-Fussballeuropameisterschaft 2008. Ein langes Wort, das viel bewegt. Trotzdem wird die Aare deswegen nicht aufwärts fliessen und Bern wird auch nicht plötzlich zur Weltmetropole. Aber die Sommerflüchtigen können gehen, wohin sie wollen: Bern wird sie verfolgen. Bern will und wird über die Mattscheiben der Welt flimmern und alle Strandbarbesucher irgendwo im Mediterranen mögen sich in die helvetische Hauptstadt wünschen, in jenen ekstatischen Jubel und Trubel und Massen von Leuten und Partys, und dann ist alles doch nur halb so wild.

Dabei stösst man im Fussballsommer 08 in Bern auf interessante Innovationen. Weniger gemeint die Fussball-Public-Viewing-Zone oder so. Nein, eigentlich etwas, das mit Fussball gar nichts am Hut hat, aber dennoch vom runden Leder kaum wegzubringen ist. Es geht um, was man im Würgegriff hält, sobald man Fussball schaut.

Auch damit kann die Stadt aufwarten, Bier wird fliessen, genügend wird es geben. Damit hat es nun wirklich nichts Neues auf sich. Aber rund um die Beschaffung des Lieblingsgetränks der Anhänger jeglicher Fussballlager gibt's in der Hauptstadt eine grosse Innovation: Seit Mai dieses Jahres schickt sich ein kleines Unternehmen an, eine Lücke zu schliessen, die, so gross sie bis anhin klaffte, erstaunen lässt, dass niemand bisher sie zu schliessen versuchen wollte. Die grosse Errungenschaft, sie könnte simpler nicht sein:

Ein Getränke-Heimlieferservice für temperierte Getränke bis 00:30 Uhr. Bierexpress.ch, eine Dienstleistungsfirma von Bilal Erdogan, liefert Bier, Wein und Spirituosen rund um die Stadt Bern nach Hause. Die Lieferzeit beträgt bis zu einer Halbzeit, sprich 30-45 Minuten. Bestellen kann man bequem übers Internet oder Telefon.

Dabei liegt Bilal mit seinem Brückenschlag zwischen gefülltem Kühlschrank und trockenen Kehlen mehr am Herzen als nur ein zusätzlicher Verdienst während dem Fussballfest. Dass die Eröffnung seiner Dienstleistung mit der Euro 08 zusammenfällt, passt zwar gut zusammen, sei aber gar nicht absichtlich so geplant, meint Bilal Erdogan: «Es kommt mir zwar entgegen. Die Idee von bierexpress.ch geht aber weit darüber hinaus.»

Geplant ist nämlich ein langfristiger, nachhaltiger Service. Einer, der mit seinem Sortiment an über 15 Bieren insbesondere Schweizer Brauereien berücksichtigen will. Zur Idee trieb es den Berner über seine eigene Leidenschaft zum Biergenuss - und weniger die Versorgung der Massen mit Alkohol. Qualitativ gutes und spezielles Bier unter die Leute zu bringen, ist der Antrieb, Nacht für Nacht für durstige Kehlen wach zu bleiben.

Mit seiner Idee verknüpft Bilal ein innovatives Konzept mit der alten Tradition des Hauslieferdienstes, der früher Lebensmittel und alle wichtigen Güter bis an die Türe lieferte. Weshalb diese Idee niemand vor ihm in Bern realisiert hat, weiss er selbst nicht. Aber Bilal fühlt sich wohl in der Erstlingsrolle. Und er glaubt fest daran, dass sie funktionieren wird. Sein Lieblingsbier? Das Barbara von Eichhof. Hopfenperle sei aber auch nicht schlecht und das Leffe ebenfalls immer eine gute Wahl. Genauso wie das Maximus. Er hat sie eben alle gerne. Und nicht nur zum Fussballfest. Seine Kühlschränke werden auch nach dem EM-Sommer gefüllt bleiben, um die Geflüchteten mit offenen Armen empfangen zu können. Die haben bestimmt nicht daran gedacht, ihre eigenen Kühlschränke für ihre Rückkehr zu wappnen.

Infos: www.bierexpress.ch

LIFESTYLE

alles mit den fingern

von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

■ Das Kind nimmt die Welt völlig unvoreingenommen wahr. Während wir als Erwachsene längst von anerzogenen Tischsitten und Benimmregeln gesteuert sind, packt das Kind was ihm zwischen die Finger kommt und schiebt das Ergriffene zuerst mal in den Mund. Es lernt den süssen Geschmack von Apfelmus oder das Gefühl von Sand auf der Zunge kennen. Nach der Matsch- und Experimentierphase beginnt es langsam, seine Unschuld zu verlieren. Dann wird ihm beigebracht, dass mit dem Essen nicht gespielt wird und als heranwachsender Mensch lernt es mit Gabel und Messer umzugehen.

«Musst Du immer alles mit den Fingern...!?» Es war nie eine Frage, die mein Vater mir stellte, sondern tadelndes Zurechtweisen, als ich wieder einmal mit dem Zeigefinger Sauce vom Tellerrand auftunkte oder etwas Mundgerechtes vom Salat klaubte. Auch ich bin wohlerzogen und schätze Gabel, Messer und Löffel als zuverlässige Essgehilfen. Dennoch verstand ich das verärgerte Gesicht meines Vaters nie ganz – hatte ich mir doch die Hände gewaschen, bevor ich mich an den Tisch setzte. Ist es nicht gerade das Ursprüngliche, gar Archaische, was das Essen von Hand so intensiv und sinnlich macht? Beim Kochen nimmt man die Lebensmittel ja auch ganzheitlich wahr: Berührt verschiedenartige Oberflächen, zerlegt in Einzelteile und entdeckt die nach aussen verborgenen Seiten. Man hört dem Ei beim Aufschlag am Schüsselrand zu, der gehackten Zwiebel, wie sie im Öl brutzelt und lauscht dem Zischen des Weines, der den Risotto ablöscht. Kochen hat für mich durchaus etwas Meditatives, die Beschäftigung der Hände wirkt beruhigend.

Unsere tägliche Nahrungsaufnahme ist häufig von handlichen, mit den Händen zu essenden Speisen geprägt. Auf Wikipedia finde ich unter «Trendlebensmittel» eine Erklärung, in welcher die Hände eine wesentliche Rolle spielen: «Dass Fast Food bei jüngeren Leuten generell beliebt ist, hat nach Ansicht von Trendforschern vor allem damit zu tun, dass man es schnell nebenbei ohne Besteck essen kann, auch im Gehen. Besondere Tischmanieren sind überflüssig.» Geht es also um mehr Freiheit beim Essen? Entstanden ist der Begriff «Fast Food» 1950 in den USA und fand in den 60er-Jahren durch die Fast-Food-Ketten nach Europa. Nun scheinen die Hände als Speisewerkzeug anerkannt zu sein und Fast Food ist mittlerweile fester Bestandteil unserer Kultur. Auch Snacken an der Tapas Bar oder Finger Food zur Party servieren ist hip. Höchstens mit Zahnstocher und Serviettli bewaffnet tummelt man sich ums Buffet – ist doch eine Hand bereits vom Cüpli- oder Weinglas besetzt. Bei solchen Ansammlungen hungriger Gäste herrscht «Selbstbedienung»: Wir dürfen zupacken. Das tun wir auch instinktiv wie das Kind, aber wohl eher aus Sorge um genügend Beute als Neugier auf Unbekanntes.

Was unsere gesellschaftlichen Normen zu lockern vermag, gehört in Indien oder Äthiopien seit je zur Esskultur. In Nordafrika dienen die ersten drei Finger der rechten Hand zum Essen, die linke gilt als unrein. Einhändig mit drei Fingern essen fordert von uns genauso Übung wie die Handhabung von Essstäbchen, will man es elegant aussehen lassen. In einem österreichischen Buch über Tafelkultur aus dem Jahr 1986 wird erklärt, wie gewisse Speisen «richtig» gegessen werden: «Die Keule vom Backhuhn darf man, wenn sie mit einer Papierserviette (Manschette) überstülpt ist, mit den Händen essen. Diese werden anschliessend in der Fingerschale gereinigt.» Mögen solche Extras bei Tisch sinnvoll sein – aber wer gönnt sich in der Hektik des Alltags ein Fingerbad? Die Stadt wimmelt von Sandwich-Kauenden, Bratwurst-Knacker, Hamburger-mit-Pommes-Frites-Verschlingern, Pizza-Mampfenden, Kebab-Verputzenden, anderen Pickenden und Schnabulierenden.

Auch ich hole mir eine Pizza, setze mich mitten auf die Wiese im Park, atme den Duft des blühenden Flieders ein und öffne die Kartonschachtel. Obwohl der Pizzaiolo die Stücke bereits markiert hat, registriere ich das Problem, welches sich mir beim Verzehr des gebackenen Teigfladens stellen wird. Der grosszügig verwendete und sämig geschmolzene Mozzarella wird beim Verzehr wunderbare Käsefäden ziehen... Nur eingeschnitten ist der Teig, den ich nun von Hand auseinander reisse. Natürlich schaffe ich es nicht, die Stücke zu zerteilen, ohne dabei den üppigen Belag zu verschieben. Vorder- und Rohschinken umgarnt von Mozzarella und triefend von Tomatensauce wandern also ohne knusprige Teigunterlage direkt in meinen Mund. Ich lecke mir die Finger ab und spähe verstohlen im Park herum, ob jemand meine gustatorische Genusssüchtelei beobachtet, deren ich mich in dieser Mittagsstunde hingebe. Etwas unsittlich und wohlig fühle ich mich. Die Zeit ist wieder da, in der es sich anders isst: Unkompliziert und naturnah. Der soziale Akt beschränkt sich nicht mehr auf Räume. Ob picknicken auf der Blumenwiese oder grillieren am Wasser - gegessen und gefeiert wird draussen. Im Sommer lebt man – wortwörtlich - von der Hand in den Mund.

CD-TIPPS

neues aus dem cd-spieler

Von Lukas Vogelsang

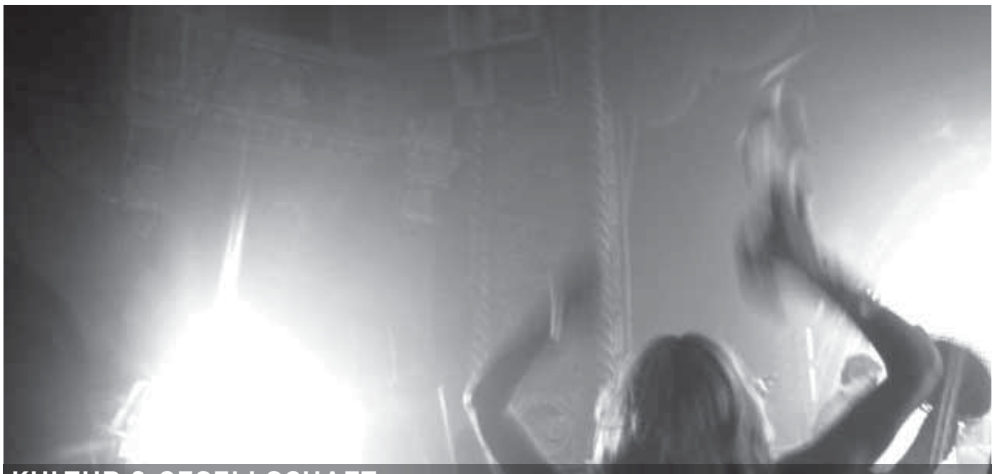
■ **Duffy – Rockferry** Duffy klingt wie Amy Winehouse – es muss schrecklich sein für sie, dies immer und immer wieder zu hören, aber es ist halt so. Immerhin kann die junge 23-Jährige ein paar ganz grosse Scheiben des Lobes für sich verzeichnen und steht zur Zeit in vielen Charts weiter vorne als Amy. Drei Jahre haben sich die Produzenten Zeit gelassen, um dieses Erstwerk «Rockferry» öffentlich zu machen – und jede Minute davon hat sich gelohnt! Duffy klingt weicher als Amy, irgendwie mehr nach Katie Melua, weil sie nicht so exzessiv ist, mehr träumerisch daherkommt, lolitahafter oder einfach unschuldiger. Dieses Album hat eine magische jugendliche Kraft entwickelt. Als bester Vergleich gilt «Stepping Stone», welcher Amy Winehouse kaum mit dieser Ehrlichkeit interpretieren könnte. Stilsicher und mit witzigen musikalischen Ideen und Grooves, leichtfüssig, trägt uns Duffy durch den neuen 50er-Retro-Stil. Ebenfalls von Vorteil ist, dass Duffy sich eben nicht so intensiv in die Musik eingibt wie eine Amy Winehouse, welche sich dann darin nicht mehr zurechtfinden kann. So werden wir wohl von Duffy noch mehr zu hören bekommen – und das ist sehr gut so. Unbedingt reinhören – eine entzückende musikalische Perle ist das...
Infos: www.iamduffy.com

■ **Sha's Banryu – Chessboxing Volume One** Kein Unbekannter, aber überraschend stark, hat Saxofonist Sha sein eigenes Début vorgelegt. Sha ist bekannt durch Nik Bärtsch's Ronin und andere Aufnahmen. Musikalisch kommt er unüberhörbar aus dem selben Lager – jedoch bringt er neue Elemente mit. Zum Beispiel Isa Wiss, welche mit passender Stimme diesen Klanggrooves eine neue, sehr wohltuende und lebendige Seele einhaucht. Damit wird das Grundkonzept der minimalistischen und repetitiven Grooves zwar aufgebrochen und die Stücke damit melodiöser, vielleicht auch poppiger, doch tut das der Musik einen grossen Dienst. «Chessboxing Volume One» ist erhaben schön im Klang wie im gesamten Charakterwesen geworden und steht kaum hinter den Brüdern von Nik Bärtsch nach. Ein sehr gelungenes Experiment mit einem offenen Horizont für weitere Wege. Sowieso scheint sich aus der Nik-Bärtsch's-Ronin-Formation eine wahre Talentschmiede herauszukristallisieren. In dieser Richtung hat Bern der internationalen Jazzszene ein Geschenk gemacht. So ist auf dem Album der Drummer Julian Sartorius in Höchstform zu hören und Nik Keusen am Piano hält mit Bassist Thomas Tavano die Klangflächen brillant zusammen. Wer Nik Bärtsch's Projekte mag, wird bei Sha's Banryu dankbare Horizonterweiterungen finden.
Infos: www.banryu.ch

■ **Senior Pepe – Blöd im Chopf** Das Musikbusiness ist ein schwieriges Business. Nicht so für das kleine Berner Label Big Money Records, welches frech und irgendwie «blöd im Chopf» mit einem coolen Wunderling nach dem anderen trotzt. Senior Pepe kommt auf dem neusten Wunderwerk sogar mit einer «praktischen Verstehhilfe» daher.

Hinter Pepe steht auch niemand anderes als Simon Hari von «Capitain Frank – Market Super» (siehe CD-Tipps ensuite 64/08). Und genauso, wenn nicht ein paar Spuren frecher, kommt dieses Erstlingswerk von Pepe daher. Garantiert: Man wird «blöd im Chopf». Die Texte sind voll daneben – doch so blöd wie Pepe sich aufführt, so intelligent ist das Album als Ganzes kalkuliert. Pepe zieht sein Ding das gesamte Album mit fünfzehn Nummern durch und macht keine Kompromisse, im Gegenteil, mit jedem Stück wird diese CD besser. Musikalisch reitet er mit dem Zeitgeist irgendwo zwischen Stiller Has und der «New-Bern-Trash-Punk»-Welle mit – nicht gerade so exzessiv wie «Copy Paste» oder «Bonaparte» und viel sanfter. Senior Pepe sorgt für eine gelungene Überraschung. Und falls sie, liebe LeserInnen, mal «blöd im Chopf» sein sollten, so gesellen sie sich zu Senior Pepe – beste Gesellschaft!
Infos: www.bigmoneyrecords.ch/pepe

■ **Copy Paste – Disco romance** Dieses Album überrascht total. Wer den musikalischen Werdegang von Mischu Loosli (Copy) und Cheyenne Mackay Loosli (Paste) mitverfolgt hat (sie rockten mit Robbies Millions bis nach Australien), der wird sich beim neusten Projekt die Ohren reiben. Mischu Loosli hat sich neu in einem genial brachialen Elektro-Dschungel wiedergefunden und Cheyenne Mackay Loosli – im zweiten Leben Radiomoderatorin – singt, als wäre sie der Disco-Popindustrie entsprungen und hätte nie was anderes gemacht. Dabei werden die zwei aber nicht einfach billige Dance-Puppies, sondern revolutionieren und dominieren im gleichen Atemzug die Szene. Frech und bereits extrem reif für einen solchen Projektstart, kommen die Zwei daher, dass es schon fast wie eine Parodie auf das Musikbusiness klingt. Copy Paste ist deswegen nicht zahm und keineswegs langweilig oder unmusikalisch – im Gegenteil: Kraftvoll und überzeugend, aber auch mit viel Witz, haben sie dem Discosound eine neue Note aufgesetzt. Die Zwei werden noch einiges von sich zu hören geben. Unbedingt reinhören!
Infos: www.myspace.com/copyundpaste



KULTUR & GESELLSCHAFT

bern, ich liebe dich.

Von Till Hillbrecht - Maiden Monsters: Keine Ekstase zu klein, um in Bern daheim zu sein Bild: zVg.

■ «Guter Sex», antwortet ein Berner in die Kamera auf die Frage, was er unter Ekstase verstehe. Einfallsreich ist die Antwort ja nicht gerade, zutreffen tut sie aber schon irgendwie. Wieso auch fragt man nach Ekstase. Und weshalb ausgerechnet in Bern?

Fragesteller sind die Maiden Monsters, die für das auawirleben-Festival mit «Rock Plastixx» eine Untersuchung zum Thema Ekstase in Bern beigesteuert haben. Maiden Monsters, das sind fünf Berlinerinnen, die sich während einem Monat als Rockband in die Berner Musik- und Kulturszene eingenistet haben und alle Mittel ausschöpften, um so rasch wie möglich so bekannt wie möglich zu werden. Staub aufwirbeln, anstossen, Bühnen rocken. Lässt sich die Hauptstadt auf so was ein?

Bern ist ekstatisch, zumindest gewisse Medien nehmen den Schwung der Berlinerinnen auf und holen für sie zum ersten Schlag im April aus: Samstagabend, Hauptnachrichten auf Tele Bärn, vier Minuten Sendezeit. Dass ausgerechnet deutsche Mädels auf einem Spaziergang an der Aare im Fluss auf einen Goldklumpen stossen – vom Juwelier verifiziert - ist dem Fernsehen eine Story wert. Notabene, nachdem die Maiden Monsters dem Berner Lokalsender hoch und heilig versprochen haben, dass es sich ganz sicher nicht um eine PR-Aktion handle.

Ähnlich geht's weiter während den darauffolgenden Wochen: Die Resonanz lässt nicht auf sich warten, wenn die Frauen ihre Aktionen durchziehen. Dazu gehört etwa die Neuverfassung des Riot-Grrl-Manifests, freizügiges oben ohne Baden im Rosengartenbrunnen oder die offizielle Anfrage für ein Duett mit Hakan Yakin, um die neue Bern-Hymne einzusingen. Einzig Herr Tschäppät wollte sich nicht mit den Maiden Monsters blicken lassen. Dem Rat, der Herr Stadtpräsident sei am besten mit einem Cüpli aus seinem Bau zu locken, liess sich die Band nicht hinreissen.

«Ekstase in Bern?», wiederholt ein anderer Berner die Frage und gibt den Fremden zur Antwort, da gehe man am besten runter zum Bärengraben. Zum Bärengraben. Hell Yeah. Man vergisst, Bern hat schon einiges zu bieten. Raubtiere inmitten der Stadt, Symbol der animalischen Sinnlichkeit. Die Kapitale ist ein heisses Pflaster, die Chilbi auf der Schütz und ihr bunt leuchtender Riesenkatapultvergnügungsapparat stehen während dem ganzen April dafür ein. In der Nacht sieht man ihre Blinklichter aus dem Fenster der Bleibe der Maiden Monsters, unten im Altenberg im Pfadiheim. Fly Girls müssen auch mal schlafen. Unten an der Aare, einem der wenigen ruhigen Orten in diesem Grosstadtdschungel mit wilden Raubtieren.

Sieben Konzerte in einem Monat auf die Beine gestellt, eine feine, eingeschworene Gruppe von Fans gewonnen. Fernsehen und Radio und «ebund»-Liveblog. Und da war doch alles nur Theater, Bern der Schauplatz der Maiden-Monsters-Linse. Die Crew um die Berlinerinnen hat einen halbstündigen Film über ihre Recherchen im «Fall Bern» fürs auawirleben-Festival abgeliefert. Fazit: Berns stürmischste Eigenschaft im Monat April war das schlechte Wetter. Und das Heimpublikum lacht darüber – es kennt sich ja selbst nur zu gut.

«Ekstase in Bern?» Zwei weitere Befragte lachen zuerst beschämt und dann laut heraus. Tja, es gibt Leute für die existiert Ekstase in Bern nicht. Und es gibt andere, für die ist der Bärengraben der Nabelpunkt der grossen Gefühle. Es ist wie in jeder anderen Stadt eben: Love it or leave it. Und das ist gut so. Bern, ich liebe Dich. Inbrünstig. Den Bärengraben vielleicht nicht. Aber der neue Bärenpark hat gute Chancen.

Video «Gold in der Aare»: http://www.youtube.com/watch?v=BLbmlRntn4A

ECM listening post

Von Lukas Vogelsang

■ Es ist seltener geworden, dass auf dem ECM-Label eine grossartige Neuentdeckung gemacht werden kann. Vieles aus dem Edel-Label-Programm ist uns vertraut und meistens noch in der Form der Fortsetzung interessant. Mit Mathias Eick ist ein neuer bemerkenswerter Name in diese Reihen geboren. Der 28-jährige Norweger

schwimmt mit seiner Trompete zwischen vielen vergangenen Welten und Geschichten und hat daraus seinen eigenen Weg definiert. «The Door» ist vielleicht eines der inspirierendsten Alben des Vorsommers in Sachen Jazz. Eick stellt uns mit seiner hervorragenden Band seine breite, lyrische und höchst sensible Musik in beeindruckender Klangvielfalt und einer sehnsüchtig erwarteten Vision vor. Trompete kann so was von schön sein – Jazz kann so was von traumwandlerisch verspielt frisch sein. Jeder Track ist ein perfektes Universum in sich selbst. Manchmal hört man vertraute Ideen, einen Hauch von Vergangenheit und Eicks Vorbildern. Doch nie geben die fünf Musiker ihre Seelen auf. Jede Note hat ihren Sinn und Zweck, Geschichte und Ziel.

Diese Sicherheit, Klarheit und der Wille im Klang fallen besonders auf. Die besinnlichen Kompositionen und musikalischen Erzählungen sind weit weg von einer selbstdarstellenden Kunst und haben durch das konzentrierte, aber lebendige Konzept einen Horizont weiter hinten erreicht. Die norwegische Melancholie kommt hörbar auch zum Tragen, wird aber nie zum Dogma, bricht irgendwann aus und wird zu einer kräftigen Auflösung oder einen Höhepunkt geformt und führt uns sicher zum Boden zurück – jedes Mal einen Schritt weiter, auch nach mehrmaligem Anhören. Hier wurde eine intelligente Klangwelt geschaffen, faszinierend ineinander abgestimmt und mit beneidenswerten Arrangements zusammengehalten. Und man wünscht sich sehnlichst auch gleich die Fortsetzung davon. Suchtpotential!

Mathias Eick – The Door
ECM 2059

MUSIK

schweden als amerikanische nation

Von Tatjana Rüegsegger Bild: Tatjana Rüegsegger

■ «Sibling Sense», das sind Johan Svard, Peder und Henrik Ribbing. Die Stockholmer Band tourt derzeit mit den Landesbrüdern Johnossi durch Europa. Im viel zu engen Supportraum des «Abarts» sprechen wir über Macht und die Zukunft der Musik. Wir gehen einen Schritt vorwärts Richtung Schweden, dem am weitesten entwickelten Land Europas, zumindest in Sachen Musik.

ensuite - kulturmagazin: Ihr heisst «Sibling Sense», seid ihr denn auch Geschwister?

Peder Ribbing: Henrik und ich sind Brüder. Manche Leute denken wir seien Zwillinge, aber er ist drei Jahre älter als ich.

Ja, das stimmt, ihr seht euch wirklich ähnlich. Die Tatsache, dass ihr beide singt und Gitarre spielt, hilft da auch nicht, euch zu unterscheiden.

P: Stimmt, aber ich singe ein wenig mehr! (lacht)

Habt ihr eine bestimmte Musikrichtung, die euch irgendwie inspiriert?

P: Die Sache ist die... Auch wenn das ein wenig komisch tönen wird, waren wir nie grosse Musikliebhaber. Wir haben nie wirklich aktiv Musik gehört. Klar, in den 80ern haben wir die Musik gehört, die gerade in war. Das hat uns sicher beeinflusst, die 80er waren ja die «Grunge»-Zeiten. Aber in letzter Zeit haben wir uns wirklich nicht mit Musik befasst.

Wie kam es denn dazu, diese Band zu gründen?

P: Also Johan und ich gingen zusammen zur Schule und er kam oft zu mir nach Hause. Irgendwie kam mein Bruder dann zu uns und ja, wir dachten es wäre noch lustig, wenn wir im lokalen Club einen Gig hätten. Nur so aus Spass. Da gab es aber eine Voraussetzung, man musste eine Demo abliefern. Wir

hatten also keine grosse Wahl und mussten was aufnehmen. Und das machte uns irgendwie total Spass. Einige Tage, nachdem wir dieses Demotape aufgenommen hatten, rief uns ein Manager eines Majors an. Er wollte eine Vertragsmöglichkeit absprechen. Wir realisierten ziemlich schnell, dass sie uns in eine bestimmte Kategorie stellen wollten; das wir uns so nicht entfalten könnten. Zulassen, dass andere sagen, welche Songs rein gehören und welche nicht, das war nicht unser Ziel...

Ich weiss nicht, ob ich dir somit deine Frage beantwortet habe. (lacht)

Wie lange gibt's euch denn in dieser Besetzung?

Johan: Seit circa zehn Monaten.

P: Ja, das ist eigentlich das zehnte Konzert, das wir je gespielt haben.

J: Das ist alles ganz neu für uns.

Seid ihr jetzt auf der ganzen Johnossi-Tour mit dabei?

P: Ja, genau. Wir wuchsen im gleichen Dorf auf. Sie haben uns einfach gefragt, ob wir sie nicht begleiten wollten. Es ist eine Ehre, mit so einer tollen Live-Band zu spielen.

Wieso singt ihr in Englisch und nicht auf Schwedisch?

P: Das ist eine gute Frage. Ich habe meine Texte immer auf Englisch geschrieben. Ich weiss nicht wieso... Für mich war das irgendwie einfacher. Vielleicht ist es auch eine Art Versteck vor dem Reellen. Ich fühle mich offener, ich kann meine Gefühle besser ausdrücken. Ich weiss eigentlich nicht wirklich wieso...

Ist es so vielleicht auch einfacher, mit anderen eine gewisse Verbindung herzustellen?

P: Nein, nein, nicht wirklich. Wir hatten von Anfang an viele Gespräche mit Major Labels und wir haben uns dafür entschieden, ein eigenes Label zu gründen. Das war eigentlich unsere erste Wahl, selbstständig (indie) zu sein. Demzufolge hat die Wahl, auf Englisch zu singen, nichts damit zu tun, ein grösseres Publikum zu erreichen. Es ist einfach einfacher... Schweden ist eigentlich fast ein Englisch sprechendes Land. Englisch ist für uns wie eine zweite Landessprache. Das kommt davon, dass wir fast keine eigenen Fernsehsender haben, sondern alle amerikanisches Fernsehen schauen.

Ok, also du könntest nie auf Schwedisch schreiben?

J: Oh Gott, nein...

P: Johan hasst Schwedisch.

Ach, wie kannst du nur. Schwedisch ist doch so schön und dann noch einfach. Das Konjugieren ist so leicht!

P: (lacht) Ja, wir haben sehr wenige Regeln, das stimmt.

Johan, du warst doch einige Zeit in London, was hast du dort gemacht?

J: Ich habe dort studiert...

Und musikalisch, hat es dich irgendwie inspiriert?

J: Nein... Ich musste lernen.

(Henrik gesellt sich zu uns und tauscht einige Wörter mit seinem Bruder aus, auf Schwedisch...)

P: Wir waren wirklich nie gross an Musik interessiert. Es ist echt komisch. Wir wissen nicht, was jetzt gerade läuft und so. Wir wurden nie richtig von Musik beeinflusst.

Es ist mehr so... Ich weiss nicht, ob du's gemerkt hast, aber wir haben teilweise sehr langsame und gefühlvolle Passagen und das gibt so einen «twisted charm». Das ist, was uns am meisten ausmacht. Uns inspiriert die Eintönigkeit einzelner Bands. Wir wollen das Gegenteil machen.

Wenn du schon dieses «twisted» ansprichst, wenn man euch so anhört, dann gibt's da schon eine Band, die einem sofort in den Sinn kommt: Placebo.

P: Aha... (schmunzelt ein wenig sarkastisch) Sagen das viele Leute?

Es ist eigentlich vor allem auf eure Stimmen bezogen. Ihr tönt genau wie Brian Molko.

P: Placebo war eigentlich eine der einzigen Bands die ich früher ab und zu hörte. Aber dass wir die gleiche Stimme haben wenn wir zusammen singen, das ist wirklich Zufall. Doch es ist nicht das erste Mal, dass ich das höre. Ich denke, dass man uns weniger mit ihnen vergleichen würde, wenn die Musik nicht auch ein wenig ähnlich wäre.

Ihr habt euer eigenes Label, das ist ein wenig ungewohnt...

P: In Schweden ist es eigentlich ziemlich normal. Ich weiss nicht genau wie's hier aussieht...

Es sieht nach gar nichts aus...

P: Cheers! Also, wir wollten einfach die komplette Kontrolle über unsere Alben haben. Auf gute und schlechte Zeiten. Klar, wenn du bei einem Major bist, ist die Promo und Vermarktung viel einfacher... Aber so ist es viel besser.

Henrik: Für uns war das der richtige Weg. Wir sind unsere eigenen Chefs.

P: Bist du auf schwedische Bands spezialisiert?

Nein, eigentlich nicht. Ich spezialisiere mich auf Bands, die ich interessant finde. Es ist sehr spannend, mit Supportbands zu sprechen.

Da gibt's noch etwas, was mich wundernimmt, auch wenn ihr nicht so an Musik interessiert seid. Wenn ihr euch die Musikwelt anschaut und seht, was gerade in England passiert, die vielen Bands, die Kommen und Gehen, wie seht ihr die Zukunft der Musik?

H: Jesus Christ! Da gibt's keine Zukunft. Die Idee der Musik, Gedanken und Meinungen zu übermitteln, werden heute ziemlich korrumpiert... von Labels und Geld. Vor allem Geld.

P: Was jetzt passiert, ist, dass immer mehr Leute anfangen Songs runterzuladen, und das sollten sie um Gottes Willen weiter machen... ahm...

Zum Beispiel: Ein Freund von mir hat ein kleines CD-Geschäft und zwei 14-Jährige durften bei ihm Arbeiten, um zu sehen, was sie später einmal machen wollen. Da sind sie nun und er fragt: «So Jungs, ihr wollt hier arbeiten, ihr seid sicher sehr interessiert in Musik.» Die Knaben sind natürlich vollkommen dabei, klar doch. Dann kommt die Frage, was sie denn für Musik mögen, welche Alben sie zu Hause haben. Die starrten ihn an, als ob er von einem anderen Planeten wäre. «Alben?!» Die kennen das gar nicht mehr. Ich denke, die Musikindustrie hat Angst davor, dass sich Alben plötzlich nicht mehr verkaufen. Das ganze «Hot-Media»- Hype-Ding brachte eine riesige Explosion mit sich und zieht Facebook- oder Myspace-Anhänger an. All das, wo man möglichst für einen Tag ein Star sein kann.

Meiner Meinung nach wird es keine richtigen Musikstars mehr geben. Leute, an die man sich für immer erinnern wird. Gleichzeitig ist es sicherlich eine der interessantesten Phasen unserer Zeit. Diese Revolution, die langsam auf uns zukommt, das öffnet uns die Tür zu vielen neuen, coolen Möglichkeiten.

H: Man könnte es fast so sehen wie die Zeit, in der man vom Vinyl zur CD wechselte. Das war eine grosse Revolution damals.

P: Ah, aber ich denke dieses Mal wird es viel, viel schlimmer sein.

Ja, und es ist nicht genau das Gleiche. Beim Schritt vom Vinyl zur CD hat man immer noch etwas in der Hand. Von der CD zum Mp3 nicht mehr...

P: Und so wirst du dir einen Song der Band anhören, und wenn du den nicht magst, dann wirst du dir diese Band nie mehr anhören. Wenn du ein Album kaufst... Ein Freund von mir hat mir mal gesagt, ich soll unbedingt die neue «The Smiths»-Platte kaufen, «Panic», was ich auch gemacht habe. Ich hab mir die Platte zehnmal angehört und fand die Musik vollkommen scheisse. Es war echt das Schlimmste, was ich je gehört hatte. Und dann, als ich es mir zum elften Mal anhörte, passierte es einfach, ich mochte es. Es ist wie Gift. Ich hab mir dieses Album nachher noch wochenlang angehört. Das wird jetzt nicht mehr möglich sein, Leute dazu zu bringen, sich so was immer wieder anzuhören und es auch zu mögen.

Wo seht ihr euch in zehn Jahren?

H: In Zürich lebend...

Ah, wirklich...

P: Ja, auf einem Goldhaufen wie Onkel Dagobert...

H: Eigentlich eher in Stockholm, auf Tournee gehen, auch in Zürich... Jedes Jahr einmal.

P: Ich glaube, das ist eine gute Antwort, denn Touren ist das neue Ding. Du kannst ein Konzert nicht auf Mp3 konsumieren oder die Erfahrung, diese Band live zu sehen, während sie das machen, was sie machen.

H: Das machen wir auch gerne, vor einem Publikum spielen. Uns ist es eigentlich egal wie viele Platten wir verkaufen. Das Einzige, was uns wirklich Spass macht, sind Konzerte.

Weiterbildung, die bewegt!

**Wo Kultur Kultur bleibt –
und Management der Sache dient:**

Masterprogramm
Kulturmanagement

**Studiengang 2008-2010
Beginn Oktober 2008**

Informationsveranstaltung
**Donnerstag, 26. Juni 2008, 18.30 bis 20 Uhr
Anmeldung nicht erforderlich.**

www.kulturmanagement.org

SKM Studienzentrum
Kulturmanagement
Universität Basel

UNI BASEL

Rheinsprung 9
CH-4051 Basel
Tel. ++41 61 267 34 74

Das Musikkino

Full Metal Village

Regie: Sung-Hyung Cho; Dokumentarfilm; D/2006, 35mm, D, 94 Min

Einmal pro Jahr wird die Ruhe im norddeutschen Wacken gestört, wenn das grösste Metal-Festival der Welt den Ort in Beschlag nimmt – und mit ihm mehr als 40'000 Metal heads. «Full Metal Village» erzählt diesen Einbruch in die Dorfidylle und porträtiert Bewohner, die schauerliche Metalmärchen kolportieren.

Einführung: Daniel „Duex" Fontana (Bad Bonn Kilbi, Düdingen)

cinématte restaurant · bar kino

Montag, 30. Juni 20.00h
Kino Cinématte
Wasserwerkgasse 7, 3011 Bern
Reservationen: 031 312 45 46 od. www.cinematte.ch
Vorverkauf: Rockaway Beach
Speichergasse 35, 3011 Bern

RIFFRAFF

Sonntag, 6. Juli 21.00h
Kino Riffraff
Neugasse 57-63, 8005 Zürich
Tickets online www.riffraff.ch
Tel. Kasse 044 444 22 00

BOURBAKI

Mittwoch, 9. Juli 20.45h
Kino Bourbaki
Löwenplatz 11, 6004 Luzern
Tickets online www.kinoluzern.ch
Tel. Kasse 041 419 99 99

Konzept, Programmation: Sarah Stähli, Benedikt Sartorius

ensuite

Zunft zu Mittellöwen Bern

KULTUR & GESELLSCHAFT

die liebe liebe

Von Rebecca Panian Bild: zVg.

■ Wo findet man sie bloss, die Liebe? Ich meine natürlich die GROSSE Liebe. Die Liebe, die uns ein Leben lang begleitet oder wunschgemäss begleiten sollte. Wie spürt man also den Einen im Dschungel unserer Gesellschaft auf? Und wie zum Henker stellt man es an, dass man bei dieser nervenaufreibenden Suche nicht völlig durchdreht, bei all den technischen und sonstigen Möglichkeiten, die uns heute um die Ohren fliegen?

Waldfest & Co Früher, ja früher war vieles anders, so auch die Partnersuche und das Kennenlernen. Aber war es auch einfacher? Vielleicht. Mein Vater meint dazu: «Früher gab es Dorf- und Waldfeste und alle sind hingegangen – ob reich oder arm. Dort haben sich alle getroffen und gefeiert. Es gab nichts anderes. Und so hat man sich kennengelernt. Wenn einem ein Meitli gefiel, ist man hingegangen und hat es direkt angesprochen. Nicht wie heute, wo alles über das Internet läuft. Heute sehen sich die Leute ja gar nicht mehr.» Da hat er leider nicht unrecht. Schon möglich, dass uns durch die anonyme Welt des Internets gewisse Fähigkeiten und Antennen verloren gegangen sind. Interessanter Ansatz. Aber zurück zur Generation Waldfest und zu uns, der Generation Web 2.0. Tatsache ist, dass es in meiner Region kaum noch Volksfeste gibt und wenn, gehen die junge Leute nicht mehr hin. Das wäre ja «uncool», irgendwie. Heute treffen sich die Menschen in der Disco, wo man sich eventuell, wenn alles gut geht, ein bisschen zur Musik bewegt. Aber ja nicht zuviel, es könnte ja doof aussehen. Unterhalten ist sowieso nicht drin, denn dafür ist es schlicht zu laut. Eine zweite Möglichkeit ist, sich im weltweiten Netz zu treffen. Man spaziert virtuellerweise in einen der unzähligen Chatrooms oder man registriert sich auf einer Partnervermittlungsseite. Anhand des persönlichen Profils werden passende Partner gefunden. Grossartig. Und dann? Ja, dann kann man drauflos schreiben und mit den Herren kommunizieren (die ja vielleicht auch Damen sind, wer weiss das schon), die einen laut deren Profil ansprechen. Alles anonym. Wie praktisch. Mal eben so nach der Arbeit im Pyjama, ungeschminkt vor dem Rechner sitzen und den Traummann downloaden. Oder so ähnlich. Na ja, so einfach ist es dann doch nicht. Irgendwann muss man sich ja doch beäugen. Dann wird's schwierig. Was, wenn das Gegenüber, der seelenverwandte Schreiberling, sich in echt als erstklassige Mogelpackung entpuppt?

Anonymität vs. Waldfest-Konfrontation Wir sehen einander nicht mehr wirklich, obwohl wir uns einreden, durch das anonyme Miteinander-Schreiben tiefschürfendere Wahrheiten über einen Menschen zu erfahren. Der Nachteil: Durch die Anonymität wird eine enorme Hoffnung und Sehnsucht aufgebauscht, die in den seltensten Fällen erfüllt wird. Bei einer «Direktkonfrontation» ist vielleicht der Schmerz der Ablehnung im Moment scheinbar unerträglich, allerdings hält der nicht sonderlich lange an, weil keine gemeinsame Vorgeschichte existiert wie bei der wilden Chatterei. Halten wir also fest: Bei all den Vorteilen der Anonymität und des vorsichtigen Abtastens - die direkte Beobachtung à la Waldfest wäre halt doch die bessere Alternative. Ich fände das ganz spannend. Am Lagerfeuer sitzen und sich durch die Flammen und Funken heimlich beobachten. Wie hab ich das geliebt zu meiner Schulzeit. Ach ja...

Oder auf zu ganz neuen Ufern? In einer Zeitschrift habe ich einen Artikel über eine neue Software gelesen. «Cranberry» heisst sie und wurde vom geistigen Vater des «Speed dating», Rabbi Deyo, entwickelt. Die Software vermittelt Dates mit Hilfe von GPS. Klingt schon mal nicht schlecht. Ein Navigationssystem für die Liebe. Im Endeffekt läuft es folgendermassen ab: Man speichert, wie heute gängig, sein persönliches Profil in einer Datenbank. Danach muss man sich nur noch in der «freien Wildbahn» bewegen. Denn Cranberry informiert per Handy, ob sich ein - laut dem eigenen Profil - «passendes» männliches Wesen in der unmittelbaren Nähe befindet. Also eine Art Peilsender für den perfekten Partner. Traumhaft. Praktisch auch deshalb, weil man direkt aufeinander zusteuern und in ein nettes Café pilgern kann oder besser gleich ins nächste Schlafzimmer (oder andere Räumlichkeiten), um das perfekte Kind zu zeugen. Klasse. Kein monatelanges, ach was sag ich, jahrelanges Rumsuchen mehr. Alle Macht der Technik. Was bin ich froh in dieser Zeit zu leben. Waldfeste – Ade. (Oh je...)

INSOMNIA

PAPERINO, PAPERINO

Von Eva Pfirter

■ Es ist mal wieder Schweizer Frühling. Es windet, ist 12 Grad kalt und ich hab Schnupfen. «Che palle!», würde der Römer ausrufen, dem schon ein halber Tag Regen im Frühling die Laune verdirbt. Schlimmer noch: Regen kann ihn von der Arbeit abhalten. Denn mit Regen rechnet ab April niemand mehr. Auch nicht die Studenten.

Als kürzlich meine römische Freundin sich mit einem Kollegen in der Uni treffen sollte, um an einer «tesina», einer Arbeit, zu schreiben, sagte der kurzfristig ab. Grund: Es regnete. Ja, ihr lest richtig: Es regnete. «Auf dem motorino würde sein Laptop nass werden!», war die verständnisvolle Erklärung von Emma. Also wurde die Sitzung vertagt. Und ich versuchte, nicht laut herauszulachen.

Nun aber Dauerherbst im Frühling. Und schlaflose Nächte: Schneuzen, Tee kochen, Halswehtabletten lutschen, das wunde Näschen einbalsamieren. Ich hasse das. Irgendwie hellwach und todmüde lieg ich im Bett und warte, bis das Nasenspray wirkt. Doch zum Glück nicht ganz allein: Mit mir ist Paperino, mein treuer Freund und Begleiter in unruhig-verhusteten Nächten. Paperino ist der italienische Donald Duck - nur irgendwie sympathischer. Vielleicht liegt es daran, dass er und seine drei «nipoti» Qui, Quo und Qua immerzu «Sgrunt!» («Grrrmpf!») und «Svelto!» («Schnell!») rufen. Ausserdem essen sie fast täglich «gelato» und Paperone, der grosse Onkel Dagobert, besitzt sogar eine Gelateria am Strand von Catapulta. Diese soll Paperino wieder auf Vordermann bringen – doch «i Basotti», die Panzerknacker, vermiesen ihm wieder mal seinen Erfolg, indem sie die Kasse plündern. Am Ende der Geschichte ruft Zio Paperone: «Bancarotta!», und der arme Paperino muss einmal mehr ungerechterweise für alles geradestehen. Um nach Hause zu gelangen, nehmen sie das Schlauchboot, denn Catapulta liegt natürlich am Meer. Herrlich. Ich frage mich: Was essen die wohl in der amerikanischen Version? Einen McFlurry von McDonalds? Bääh, wie unkultiviert.

Es ist faszinierend, welchen Kultstatus Paperino in Italien hat. Als ich vor meiner letzten Heimreise beim «Giornaliere» nicht nur zum Politmagazin «L'Espresso» griff, sondern auch neugierig die «Grandi Classici di Disney» anschaute, kam ich mir ein bisschen komisch vor. Doch bevor ich mir die Sache richtig überlegen konnte, schnappte sich eine gepflegt aussehende italienische Businessfrau «Paperino», bezahlte und eilte davon. Ich nahm mir vor, beim nächsten Mal auch so cool zu sein. Beim «L'Espresso» bin ich immer noch auf Seite 4. Bei «Paperino» auf Seite 278. Und husten muss ich fast gar nicht mehr.

FILM

unentschiedener sex

Von Lukas Vogelsang – Wenn Sie auch ein Er ist Bild: zVg.

■ Eine unangenehme Geschichte: Ein fünfzehnjähriges Mädchen, Alex, ist sexuell sowohl als auch. In der Gesellschaft hat dieses Thema keinen Platz. Gespött und brodelnde Gerüchte lassen die Eltern von Buenos Aires nach Uruguay umziehen. Doch die Probleme ziehen mit ihnen. Alex möchte in ihrer Überforderung von Pubertät, Geschlecht, Medizin und Lebensumstellungen einfach bleiben, was sie ist: beides – Mann und Frau. Und vor allem braucht sie jetzt Zeit. Doch ein Freund, von Beruf Chirurg, kommt mit seiner Frau und Sohn Alvaro zu Besuch. Ansichten und Fragen werden wieder diskutiert. Währenddessen beginnt zwischen Alex und Alvaro eine besondere Annäherung.

Die junge Regisseurin Lucía Puenzo meint zum Filmthema: «Der von der Chirurgie verwendete Fachbegriff für die Behandlung dieses Phänomens nennt sich ‹Normalisierung›. Ich glaube, damit ist eigentlich schon alles gesagt.» Ihr Hauptaugenmerk im Film liegt bei der Feststellung, dass Menschen mit zwei verschiedenen Geschlechtern nicht Unmenschen sind und man sich gegenüber der eigenen sexuellen Rolle klar werden muss. «Einmal sagte mir Mauro Cabral, ein sehr engagierter Betroffener aus meinem eigenen Freundeskreis: ‹Das Präfix Inter- scheint zu suggerieren, dass wir so etwas zwischen Frau und Mann seien. Darüber hinaus werden mit dem Begriff Intersexualität auch verschiedene Analogien zu sexuellen Neigungen wie Transsexualität, Homosexualität, Heterosexualität, Bisexualität usw. gebildet. Als ob es verschiedene Worte und verschiedenen Arten gäbe, mit jemandem ganz einfach Sex zu haben.›»

Besonders der letzte Satz verdeutlicht ein verlogenes Gesellschaftsbild: Was nicht einer allgemein definierten Norm entspricht, ist nicht «normal» oder eben minder Wert. Dabei hat auf diesem Planeten wohl alles exakt denselben Stellen- und Lebenswert. Was richtig oder falsch sein soll, das geschieht nur in unseren Köpfen. Eine Frage der Ideologie oder Moral, mehr nicht. Dieser Film geht dieses Thema sehr sorgfältig an. Kein Voyeurismus, keine provokativen Showbilder - alles ist fein und bedacht. Eindrückliche Charaktere und fantastische SchauspielerInnen bilden einen verwirrend-spannenden Film, der in unseren Köpfen ein paar Tabus bricht. XXY ist höchst empfehlenswertes Kino!

XXY: Der Film startet am 31. Juli 2008 offiziell in den Schweizer Kinos; für ensuite–LeserInnen aber bereits am 29. Juli! Die Tickets können über die Webseite bestellt werden: www.ensuite.ch.

FILM

charmantes russland

von Lukas Vogelsang – Rusalka – Die Meerjungfrau Bild: zVg.

■ Das kleine Mädchen Alisa wächst an der Küste in einem «Nichts» von Dorf auf. Einen Vater sieht sie nie, die schrecklich dicke Mutter denkt an sich und die Grossmutter ist schon zu alt – das Leben steht still. Alisa will eine Ballerina werden, doch die Mutter verschlampt, mit ihr zur Aufnahmeprüfung zu gehen – oder besser: Sie kommen zu spät, weil Mutter gar nicht will, dass Alisa tanzt. Die Mutter will wieder einen Mann, die Grossmutter den Schaukelstuhl und irgendwann brennt das marode Haus nieder, als wieder so ein dahergelaufener Seemann unter der Mutter Alisas Traum von einem Vater zunichte macht. So wachsen die Wünsche und Phantasien in dem kleinen Mädchen ungebrochen an und werden stark, sehr stark! So stark, dass Alisa eines schönen eklipsigen Tages beschliesst, dem Unsinn von Leben zu trotzen und mit dem Reden aufzuhören. Einfach so.

Alisas Wünsche werden wahr. Oft zwar nicht ganz so, wie sie es sich vorgestellt hat. Die Familie landet in Moskau, weil eben so ein unkontrollierter Wunsch das Dorf vernichtet. Doch da beginnt auch ein Leben für die unterdessen achtzehnjährige Alisa.

Der aserbaidschanischen Regisseurin Anna Melikian ist ein wunderbarer Film gelungen. Sie verwendet ein sehr korrektes Bild von Russland und dem Charakter der Menschen darin. Mit bissigem Humor und einer faszinierenden Groteske wickelt sie uns in eine Geschichte, die sich in seltsamen und bizarren Kausalitäten verstrickt. Die Dialoge sind meist doppeldeutig und vor allem in den kleinsten Details schlummert noch ein Wink Humor. Das heisst aber nicht, dass «Rusalka» einfach ein lustiger Film ist. Die Geschichte ist viel zu real und irgendwie traurig. Doch die Meerjungfrau kommt eben auch hier doppeldeutig daher.

Besonders geglückt ist die Wahl der SchauspielerInnen. Alisa, als kleines süsses Mädchen, beeindruckt durch hervorragendes Spiel, aber auch alle anderen Charaktere sind traumwandlerisch eingesetzt und bestens platziert. Ein wahrhafter Phantasiereigen, wie er schon lange nicht mehr gesehen wurde.

Dieser Film ist wärmstens empfohlen für einen hoffnungslosen Sommer und für alle, die an sich selbest glauben. Ab 26. Juni in den Kinos.

FILM DEMNÄCHST

kung fu panda

Von Simon Chen Bild: zVg.

■ Der Pandabär gilt als Symbol für den Tierschutz schlechthin, er ist vom Aussterben bedroht und wahrscheinlich die einzige Minderheit, die in China verhätschelt wird. Der Film «Kung Fu Panda» hingegen ist den Chinesen suspekt und wird dort erst nach den olympischen Spielen anlaufen, Grund: Der Schauplatz der Handlung, ein abgelegenes Shaolin-Kloster irgendwo in den Bergen, würde momentan zu sehr an Tibet erinnern, und die sich in offensiver Selbstverteidigung übenden Tiere könnten als separatistische Wölfe in Mönchskutten interpretiert werden. Auf der anderen Seite kassiert der WWF für die Filmrechte ihres Wappentiers Millionen und es kursieren Gerüchte, wonach die Naturschutzorganisation mit dem kämpferischen Filmpanda nicht nur ihr Image als braver Tierstreichel-Klub ablegen wolle, sondern mit den Tantiemen auch die feindliche Übernahme von Greenpeace, unbestrittene Nr. 1 im Action-Umweltschutz, beabsichtige.

Doch Hollywood wäre nicht Hollywood (sondern Washington), würde es die Hauptfigur auf eine simple Opfer- oder Täterrolle reduzieren. Kung Fu Panda ist mehr als ein Knut in schwarzweiss. Kung Fu Panda ist ein vielschichtiger Anti-Held, der Geber- und Nehmerqualitäten, dickes Fell und weichen Kern in sich vereinigt. «Kung Fu Panda» ist ein Märchen vom Sieg über die physische und psychische Trägheit, ein Plädoyer für die Überwindung der Naturgesetze, eine Fabel von La Fontainscher Qualität. «Kung Fu Panda» zeigt, dass auch Randgruppen eine Chance haben, dass Stämmigkeit und Grazilität, Plumpheit und Triumph sich nicht ausschliessen, kurz: dass auch ein von Ausrottung bedrohter pummeliger Pandabär ein annehmbarer Kung-Fu-Kämpfer werden kann. Wenn er wirklich will. Und sein Meister ebenfalls. «Kung Fu Panda» ist somit das ultimative, tierische Rocky-Sequel!

Die Handlung ist schnell erzählt: Hoch oben in den Bergen leben Meister Waschbär und seine Schüler Schlange (in der schweizerdeutschen Fassung von Eveline Widmer-Schlumpf svp-konform gesprochen), Kranich, Affe, Tiger und Heuschrecke und pflegen rassenübergreifende Koexistenz durch Sport. Richtig Action gibt's aber erst, als dem eingespielten Team unversehens ein Panda ins Drehbuch reingeschrieben wird, der ihnen fortan ein Klotz am durch die Luft sausenden Bein ist. Der Protagonist wird zur grössten Herausforderung für Meister Waschbär. Doch durch Disziplin(arische Massnahmen) und Demut(williger Zerstörung) findet der Panda Schlag auf Schlag den Weg zu seinem Energiezentrum. Mutig, aber nicht weniger kosteneinsparend ist die sage und filme achteinhalbminütige Einstellung, in der man dem Titelhelden in atemberaubender Position (Lotussitz mit Stützwand) beim Meditieren zusehen kann.

Computeranimation (in diesem Fall müsste man sagen Animalisation) macht alles möglich: sprechende Fische (Nemo); Faultier, Mammut, Säbelzahntiger und Menschenbaby im Familienverband (Ice Age). Und hier eben Tiere, die Kung Fu machen, was bei näherer Betrachtung naheliegender ist als die in zahllosen Martial-Arts-Movies durch die Gegend wirbelnden Menschen, die sich und einander die Knochen brechen, als hätten sie noch nie etwas von Schusswaffen gehört. Denn «Kung Fu Panda» führt uns zurück zu den Ursprüngen dieser Kampfkunst, die tatsächlich durch die Kampfweise von Tieren inspiriert ist. Und im Gegensatz zu «Crouching Tiger, Hidden Dragon» oder «Kill Bill» ist «Kung Fu Panda» ein Film für die ganze Familie. Action, Emotionen, Tiere: ein Kinovergnügen für Papi, Mami und Kind.

Die nach einem Blockbuster gierende Schweizer Filmbranche müsste sich überlegen, einen eigenen Tieranimationsfilm zu lancieren, denn auch hierzulande gibt es bedrohte Tierminoritäten. Wie wärs mit dem Arbeitstitel «Hosenlupf JJ3»?

CH-Kinostart: 3. Juli
Der Autor der Filmversprechung legt Wert auf die Feststellung, dass er den Film nicht gesehen hat!

FILMTIPP

DAN IN REAL LIFE

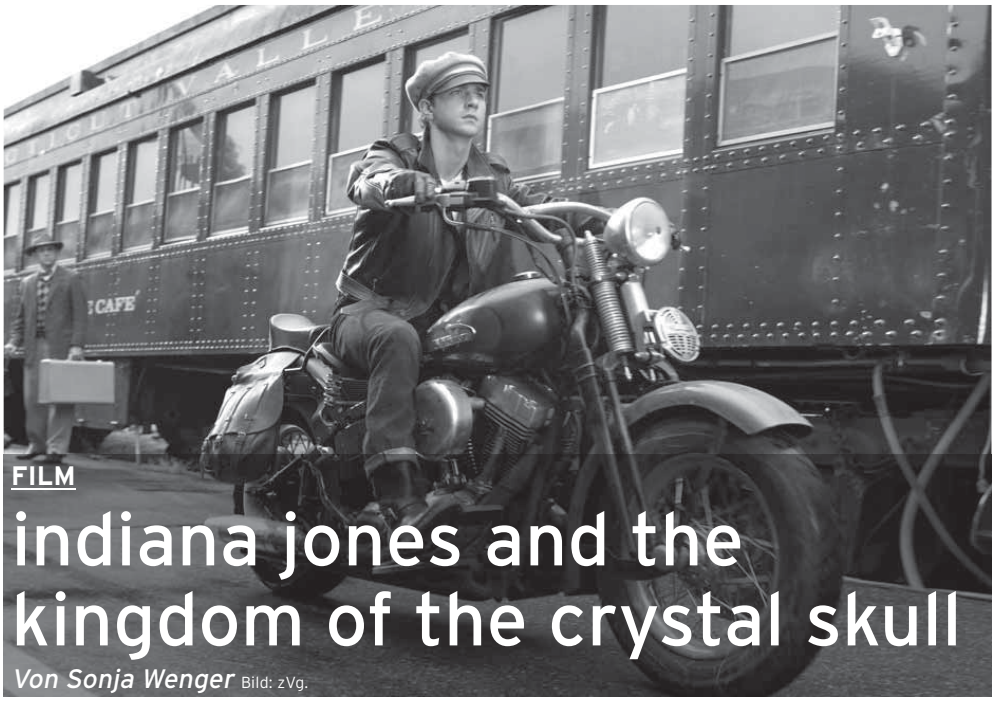
Von Sonja Wenger

■ Liebe kann gefährlich sein. Sie kommt meist unerwartet und vor allem hinterlässt sie meist einen riesigen Schlamassel - zumindest sieht das Dan Burns so, und er scheint dabei sogar noch recht zu haben. Steve Carell spielt in «Dan in Real Life» einen Kolumnenschreiber, der seit vier Jahren verwitwet ist und sich streng, aber rührend um seine drei Töchter kümmert. Die sehen das allerdings etwas anders. Dans aufopferndes Verhalten ist eher mühsam für verliebte Teenager und nach Ansicht der Jüngsten ist er zwar ein guter Vater, aber ein miserabler Daddy. Trotzdem packt man alles zusammen und vereint sich zum alljährlichen Familientreffen, bei dem die ganze Verwandtschaft mit Kind und Kegel eintrudelt. Nur Dan scheint immer gerade eben das fünfte Rad am Wagen zu sein. Seine Trauermiene dauert solange, bis er in einem Büchergeschäft Marie (Juliette Binoche) kennenlernt. Es ist für beide Liebe auf den ersten Blick, doch gleichzeitig furchtbar kompliziert, ist doch Marie gerade in einer neuen Beziehung.

Dan ist nach seiner Rückkehr förmlich aufgeblüht, doch seine Gefühle brechen wie ein Kartenhaus zusammen, als ihm Marie als die neue Freundin seines Bruders vorgestellt wird. Nach dem ersten Schock beginnt Dans Dilemma so richtig zu brodeln: Hin- und hergerissen zwischen seinen Gefühlen zu Marie, seinen Verpflichtungen und seiner Loyalität gegenüber seiner Familie, bröckelt das Bild des perfekten Vaters immer mehr. Hervor tritt ein scheuer, verletzlicher Mann, der sich von der Vergangenheit lösen muss, um überhaupt eine Zukunft zu haben, und der etwas mehr seine eigenen Kolumnen lesen sollte.

«Dan in Real Life» ist genau das Richtige, wenn man wieder einmal etwas Wärme ums Herz braucht. Die Geschichte ist charmant erzählt, Dans Familie sympathisch normal und die Dialoge sowie der Humor von einer wohltuenden Intelligenz. Seien es jene kleinen Szenen, die zeigen, mit welcher Übermacht die Gefühle aus Menschen Kindsköpfe machen kann, sei es die Schlagfertigkeit oder die Sprachlosigkeit angesichts des Kampfes zwischen den Geschlechtern, nie verlässt die Geschichte den Pfad des guten Geschmacks. Ein kleines Filmjuwel, das ohne spektakuläre Tricks auskommt und dennoch enorm viel bewegen kann.

Der Film dauert 98 Minuten und kommt am 19. Juni in die Kinos.



FILM

indiana jones and the kingdom of the crystal skull

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Täterätäää, Täterää - Genau! Der ultimativ coolste Archäologe dieser Filmwelt ist nach achtzehn Jahren wieder da. Professor Henry Jones aka Indiana Jones aka Harrison Ford ist zurück mit einem Abenteurer, das es in sich hat: Selbstironie, Humor, kantigen Helden, alte Flammen, bösen Russen und einer Wissenschaftlerin mit einem lustigen Akzent. Dazu kommen grandiose Verfolgungsjagden, ein Fechtkampf der besonderen Art, viele Skelette, Spinnenweben und eine wirklich grosse Schlange.

«Indiana Jones and the Kingdom of the Crystal Skull» - machen wir's kurz und nennen ihn einfach «Indy IV» - ist Popcorn-Unterhaltung der besten Sorte. Der Film ist die schiere Lust am Mystischen, durchzogen mit etwas Gesellschaftskritik und einer ganzen Liga aus renommierten Schauspielern und Schauspielerinnen, die mit sichtbarer Freude in einem völlig überdrehten Abenteuerfilm agieren.

Regisseur Steven Spielberg und sein Team haben etwas geschafft, an das fast niemand geglaubt hat: Sie sind dem Original treu geblieben. «Indy IV» will nichts besser machen als seine Vorgänger «Raiders of the Lost Ark» (1981), «Indiana Jones and the Temple of Doom» (1984) und «Indiana Jones and the Last Crusade» (1989). Was damals bereits bestens funktioniert hat, sieht mit moderner Technik einfach noch besser aus: Viele billige Effekte, aber nicht billig gemacht; eine seriöse Geschichte, die sich keine Sekunde ernst nimmt; und charismatische Figuren, mit denen man sich heute noch genauso identifizieren kann wie damals.

Zudem ist «Indy IV» in einem Umfeld angesiedelt, das den Filmemachern eine Reihe gänzlich neuer Möglichkeiten eröffnet: Man schreibt das Jahr 1957, es ist die Zeit von Rock'n Roll und Motorradrebellen, des Antikommunismus von US-Senator Joseph McCarthy, es herrscht der Kalte Krieg, Ufo-Manie und atomares Wettrüsten. Nur Indiana Jones ist noch immer der Alte, wenn auch etwas älter geworden. Der Teilzeitlehrer und Hauptberufsabenteurer wird von den Russen entführt, soll den Ursprung eines kristallen Schädels herausfinden, muss sich mit wechselhaften Freundschaften herumschlagen und ganz nebenbei noch verdauen, dass er mit der Liebe seines Lebens einen schon fast erwachsenen Sohn hat. Dazwischen wird gekämpft, gibt es eine hahnebüchene Geschichte nach der anderen, und wer sich nicht bereits nach Cate Blanchetts Auftritt als beinharte russische Wissenschaftlerin vor Lachen weggeschmissen hat, der tut es spätestens, wenn Shia LaBeouf in bester Marlon-Brando-Manier mit Lederjacke, Gelfrisur und Motorrad die Leinwand erobert.

Doch weil Indiana Jones noch immer von allen der Schnellste ist, wenn es um das Lösen von komplexen Rätseln, dem Entkommen vor gefrässigen Ameisen oder im Kampf gegen sehr lebendigen Vertretern längst verschollener Völker handelt, gibt es auch hier wieder ein Happy End. So gehört es sich und genau das kriegt man – nicht mehr, und nicht weniger.

Bei der Uraufführung am Filmfestival in Cannes waren die Erwartungen gigantisch, die Reaktion gemischt und die Welt der Filmkritik gespalten. Doch wer hier mehr sucht als zwei Stunden beste Unterhaltung, viele vertraute Bonmots und ein bisschen Herzklopfen, wenn Indy zu Hut und Peitsche greift, wird genauso wie die Feinde von Indiana Jones immer verlieren.

Spielberg hat in Cannes übrigens bereits weitere Indy-Filme angekündigt. Das klingt vielversprechend. Und ein würdiger Nachfolger für Indiana Jones steht mit diesem Junior zumindest schon auf der Matte.

Der Film dauert 124 Minuten und ist bereits in den Kinos.

FILM

azur et asmar

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Es wird sie immer geben, jene Geschichten, die von der Suche nach der einen wahren und reinen Liebe handeln. Und auch jene, in denen es um Freundschaft und Verständigung zwischen Menschen und ihren unterschiedlichen Kulturen geht. Sie nähren unser unstillbares Sehnen nach den Dingen, die unsere Herzen und unsere Sinne beseelen. Manchmal sind diese Geschichten fröhlich, manchmal sind sie traurig, einmal erzählen sie ein grosses, komplexes Opus, dann sind es wiederum die kleinen, unscheinbaren Begebenheiten des Alltags.

Dem bildgewaltige Animationsfilm «Azur et Asmar» von Michel Ocelot gelingt es auf bezaubernde Weise, ein bisschen von allem zu sein. Azur und Asmar wachsen gemeinsam auf wie Brüder. Doch der eine ist der Sohn eines Fürsten, der andere der Sohn der Amme. Während die Amme beide Kinder ohne Unterschied liebt und erzieht, erhält Azur, der blonde Junge mit den strahlend blauen Augen, eine Ausbildung, die ihn auf seine zukünftige Rolle vorbereiten soll. Asmar wird in dieser Umgebung nur geduldet, früh zeigt sich, dass der dunkelhäutige Junge mit den braunen Augen Azur nicht nur in vielem gewachsen, sondern auch immer etwas eifersüchtig ist. Die Unterschiede verschwinden nur dann, wenn sich beide Jungen streiten und im Schlamm wälzen und dadurch die äusseren Unterschiede verschwinden.

Doch als die Jungen älter werden, schickt Azurs Vater seinen Sohn fort und verjagt danach Asmar und dessen Mutter. Dennoch kann er nicht verhindern, dass Azurs einziger Wunsch bleibt, die Fee der Dschinnen, von deren Legende ihm seine Amme stets erzählt hat, zu finden und zu heiraten. Als erwachsener Mann macht sich Azur mit einem Schiff auf, nur um damit zu kentern und in einem fremden Land an den Strand gespült zu werden. Die Menschen dort sprechen die Sprache seiner Amme, doch als er sich ihnen nähert, flüchten sie vor ihm. Seine blauen Augen sind für die Menschen des Teufels und bringen Unglück. Azur entschliesst sich, fortan mit geschlossenen Augen durchs Land zu wandern und nimmt den alten Bettler Crapoux auf seine Schultern, dass er ihm den Weg weisen solle. Die Reise führt ihn an Orte, in denen er zwei von drei Schlüsseln findet, die er für seine Suche nach der Fee benötigt.

Als sie beide in der grossen Stadt ankommen, führt ihn das Schicksal zum Haus einer reichen Händlerin, die sich als Azurs Amme herausstellt. Nachdem sie ihn wiedererkennt, nimmt sie ihn voller Freude auf und rüstet Azur mit den gleichen Dingen aus wie Asmar, der sich ebenfalls auf die Suche nach der Fee machen will. Im weiteren Verlauf der Geschichte müssen sich die jungen Männer, die einmal mehr Konkurrenten sind, zusammenraufen, da sie nur gemeinsam über alle Schlüssel und Lösungen der Rätsel und Aufgaben verfügen. Nach vielen Kämpfen und Entbehrungen kommen sie gemeinsam im Reich der Fee an. Doch nur einer von beiden wird sie heiraten können.

«Azur et Asmar» ist ein ausserordentlich verspielter Film, der in erster Linie von seinen grandiosen Bildern und einer liebevollen Charakterzeichnung lebt. Die Geschichte selbst bleibt ohne wirkliche Herausforderungen, es mag weder Nervenkitzel aufkommen noch legen sich den beiden Jungen echte Steine in den Weg. Dennoch ist der Film ein wahres Fest der Farben und des Lichtes, seine Geschichte kämpft gegen Vorurteile und Aberglauben jedweder Kultur und die Kernaussage ist in jeder Hinsicht ein Plädoyer für die Macht des Wissen und die Kraft der Liebe.

Der Film dauert 99 Minuten und kommt am 12. Juni in die Kinos.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

■ Sandkastenspiele wohin der «Blick» auch fällt: «Zickenkrieg» im Bundesrat und «Warum sich Doris Leuthard und Micheline Calmy-Rey nicht ausstehen können.» Da erfährt die geschockte Leserschaft also, dass «die Aussenministerin Wert auf Inneres und Äusseres legt» und Leuthard, die «Macherin und Wirtschaftsministerin schaut, alles im Griff zu haben». Auf drei Seiten wird dann ausgebreitet, was den beiden aber auch einfalle, «zwei machtbewusste, erfolgreiche Frauen» zu sein, die «alle politischen Tricks kennen», statt sich nur für Schuhe, Sex und Mister Big zu interessieren. Und da auch das schönste Wortspiel nicht verdecken kann, dass es sich hier um ein an den Haaren herbeigezogenes Konstrukt handelt, versucht ein Ringier-Heini im Kommentar zu erklären, was denn nun gemeint sei: Im Bundesrat gehe es um «Kriege, nicht Schlachten», und die Geschichte des Zickenkrieges sagt, dass «es uns offenbar zu gut geht». Im «Bundesrat wie im wirklichen Wirtschaftsleben geht es oft um Selbstdarstellung» – und davon, da schleckt die Ziege nichts weg - versteht Ringier nun einmal allerhand. Immerhin schrieb die Ringier-Publikation «Schweizer Illustrierte» über das Event 175 Jahre Ringier, dass «so sexy nur ein Ringier-Jubiläum sein» könne. Die Missen und Mister der vergangenen Jahre waren alle angetrabt, immerhin wissen sie genau, wem sie ihre Medienpräsenz zu verdanken haben: Ringier, Königsmacherdynastie und heimliche Kraft hinter den vielen Schweizer Krönchen und Thrönchen. Doch da ist nichts zu machen. So wie Neapel im echten, versinken die Medien im geistigen Müll: «Die Woche der Promis in zehn Fragen» oder «Cannes im magischen Bann von Angelinas Babybauch» treibt uns um, statt steigende Agrarpreise, widerlich durchschaubare Abstimmungsvorlagen und abgeschmackte Fernsehauftritte von Blocher und Co. Und die wirklich wichtigen Dinge gehen dabei gänzlich unter: Immerhin entschied ein britischer Richter kürzlich, dass die weibliche Brust privat sei, die männliche aber nicht, da sie «rechtlich nicht zu den Geschlechtsteilen zählt». Da sind wir aber froh, denn sonst hätte Harrison Ford sich nicht filmen lassen dürfen, wie ihm eine Kosmetikerin die Brust mit Wachsstreifen enthaarte. Um auf die Kampagne der Umweltgruppe «Conservation International» aufmerksam zu machen, wollte Ford durch das schmerzhafte «Lichten seines Haar-Dschungel auf der Brust» zum «Kampf gegen die Abholzung der tropischen Regenwälder» aufrufen. «Jedes Stück Regenwald, das anderswo ausgerissen wird, schmerzt uns hier.»

FILMTIPP

JULIA

Von Sonja Wenger

■ Wie kann man nur so bescheuert sein? Es fällt schwer zu glauben, dass dieser Ausruf nicht ständig durch das dunkle Kino hallt, wenn man sich «Julia» von Regisseur Erick Zonca ansieht. Und noch seltsamer sind die Elemente, die in diesen Film zusammengeschüttet und allesamt kräftig gemixt wurden: Alkoholikerdrama, Entführungsdrama und Mutter-Kind-Drama, dazu kommt ein bisschen Roadmovie, eine Prise Mexiko und als Dekoration eine Hauch Läuterung. Und dennoch vermag der Film immer wieder zu packen, denn die Hauptdarstellerin Tilda Swinton erbringt eine bewundernswerte Parforceleistung. Ihre Darstellung der hemmungslosen und zynischen Alkoholikerin Julia, die jede zwischenmenschliche Beziehung auf den Nutzen für ihr erbärmliches Leben reduziert, ist eine Kinokarte wert.

Doch was wie eine faszinierende Charakterstudie mit grandiosen Bildern, Einstellungen und Einfällen beginnt, entpuppt sich irgendwann dann doch als ein zähflüssiges Aufzählen mit immer neuen und teilweise unglaubwürdigen Wendungen. Julia hangelt sich von einem Wodkarausch zum Nächsten und wacht meist mit einem Brummschädel in fremden Betten und Autos auf. Die Alkoholikerin verliert fast jeden Job und weiss es wohl schlicht nicht besser, als Mitch (Saul Rubinek), ihren einzigen und wohl auch letzten Freund, ständig zu beschimpfen.

Bei einem Treffen mit den Anonymen Alkoholikern lernt Julia die Mexikanerin Elena (Kate Del Castillo) kennen, die ihr eine wilde Geschichte von ihrem Sohn, dessem reichen Grossvater, Entführung und viel Geld erzählt. Doch Julias umnebeltes Hirn hört nur Geld und ein Morgen oder das Nachdenken über mögliche Konsequenzen ihres Tun gibt es da nicht. In einem diletantischen Ansatz entführt sie Elenas achtjährigen Sohn Tom (Aidan Gould) und ist bald mit einer Situation konfrontiert, die ihr von Stunde zu Stunde mehr über den Kopf wächst und in der einfach alles schief geht, was schief gehen kann.

Für Fans von Tilda Swinton ist «Julia» ein Film, den man gesehen haben muss. Doch für alle anderen ist es wie ein viel zu langer Trip auf einer Achterbahn der Gefühle, bei der man am Ende nicht mehr weiss, wie es einem gehen soll.

Der Film dauert 138 Minuten und kommt am 26. Juni in die Kinos.

FILM

21

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ In Las Vegas kannst du sein, wer oder was du willst. Doch die Frage nach seiner Identität ist eigentlich nicht das Problem von Ben Campbell (Jim Sturgess). Der Student am prestigeträchtigen Massachusetts Institute of Technology MIT ist ein Mathematikgenie, möchte aber gerne Medizin studieren. Doch wie bei vielen hapert es ihm nicht an Köpfchen, dafür aber an Geld. Seine Bewerbung um ein weitreichendes Stipendium ist nur eine unter vielen, der zuständige Professor fragt nach jenem Lebenslauf, der aus allen anderen heraussticht. Ben ist verzweifelt, denn er ist der Erste, der sein Leben als langweilig und seine Zukunftsaussichten als düster bezeichnen würde.

In dieser Stimmung trifft er auf seinen neuen Mathematikprofessor Mickey Rosa (Kevin Spacey), der Bens Qualitäten schnell erkennt und ihm ein verlockendes Angebot macht. Ben soll Mitglied in einem Team von Blackjack-Spielern werden, dass sich aus den begabtesten Studenten von Rosa zusammensetzt. Blackjack habe den Vorteil, dass es auf legale Weise zu schlagen sei und dabei in den Kasinos enorme Profite erzielt werden können. Nach anfänglichem Zögern überwiegen Bens Geldsorgen seine ethischen Bedenken, dabei hilft es natürlich, dass mit Jill Taylor (Kate Bosworth) das begehrteste Mädchen der Uni mit von der Partie ist.

Schnell erweist sich, dass Ben ein Naturtalent ist, wenn es um das Auszählen der Karten geht oder darum, auch unter Druck einen kühlen Kopf zu bewahren. Bereits der erste Einsatz in Las Vegas ist ein Erfolg für Ben, Mickey ist begeistert und das Team reitet schnell auf einer Erfolgswelle. Doch nichts im Leben kommt ohne Preis, und kein Kasino lässt sich einfach so um Hunderttausende Dollars erleichtern.

Die Geschichte von «21» basiert auf einer wahren Begebenheit, die der Autor Ben Mezrich in seinem Buch «Bringing Down the House: The Inside Story of Six M.I.T. Students Who Took Vegas For Millions» beschrieben hat und die von Regisseur Robert Luketic zu einer überaus spannenden Geschichte verarbeitet wurde. Das Spielsystem, nach der das Team von Mickey Rosa arbeitet, ist an sich simpel: Ein Spieler oder eine Spielerin setzt an einem Tisch kleine Summen, zählt die bereits aufgedeckten Karten und signalisiert einem zweiten Spieler, wenn es interessant wird, mit dem grossen Einsatz einzusteigen.

Mit einem erstaunlich gutem Erzählrhythmus, Rückblenden und einer frischen Besetzung gelingt es dem Regisseur, trotz einer gewissen Vorhersehbarkeit der Geschichte ein hohes Spannungs- und Unterhaltungsniveau zu bewahren. Das liegt zum einen daran, dass einem die Charaktere trotz all ihrer Fehler und Schwächen sympathisch bleiben und zum anderen, dass ihre Handlungen stets nachvollziehbar sind. Denn da auch Rosas System nur von überdurchschnittlich begabten Köpfen umgesetzt werden kann, sind sie nicht vor dem Teufelskreis aus falschen Prioritäten, Überheblichkeit und jenem Kapitalfehlern gefeit, mit dem jeder Spieler eines Systems früher oder später konfrontiert ist: Können mit Glück zu verwechseln.

Neben Kevin Spacey, der einmal mehr jenen für ihn so typischen schauspielerischen Drahtseilakt zwischen sympathischem Schlitzohr und hinterhältigem Kotzbrocken meistert, spielt Laurence Fishburne einen Kasino-Sicherheitsmann der alten Schule, der schon seit Jahren hinter Mickey Rosa her ist und der eine etwas eigene Auffassung von ausgleichender Gerechtigkeit hat.

Der Film dauert 117 Minuten und kommt am 5. Juni in die Kinos.

BÜHNE / AUSSTELLUNG

unerschöpflicher faust

Von Monique Meyer Bild: Paktszene zwischen Faust (Leopold Biberti) und Mephisto (Walter Fischli). Luzerner Spielleute, 1943. Foto: Hans Blättler. Schweizerische Theatersammlung Bern.

■ Sechs Jahrzehnte hat er mal mehr, mal weniger an seinem «Lebensdrama» gearbeitet – Johann Wolfgang Goethe beschäftigte sich von seiner Jugend an bis ins hohe Alter mit dem «Faust»-Stoff und seinen «schwankenden Gestalten». 1808 erschien «Faust. Der Tragödie erster Teil», also genau vor 200 Jahren. Aus diesem Anlass realisierte nun die Schweizerische Theatersammlung in Zusammenarbeit mit dem Schlossmuseum Thun eine Sonderausstellung zur Bühnengeschichte dieses immer wieder gefeierten Meisterwerkes - ein Werk, das sowohl die Literatur- wie Theaterwelt stets von neuem beschäftigte und faszinierte. Die von der Theaterwissenschafterin Susanna Tschui kuratierte Ausstellung «‹Welch Schauspiel! Aber ach! Ein Schauspiel nur!› Goethes Faust auf Schweizer Bühnen» im Schlossmuseum Thun stellt die Aufführungsgeschichte von Goethes «Faust» in den Mittelpunkt und lenkt den Blick zur Veranschaulichung auf Schweizer Theaterproduktionen. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts lassen sich in der Schweiz rund sechzig «Faust»-Inszenierungen nachweisen, wovon nun für die Ausstellung sieben Beispiele ausgewählt wurden, die sich nach Zeit, Ort und Ästhetik unterscheiden. Anhand von Fotografien, Plakaten, Programmheften, Bühnenbildentwürfen, Kostümen und Videoaufzeichnungen wird das Universum Theater, dessen Charakteristikum eigentlich ja gerade das Flüchtige und Einmalige ist, eingefangen und anschaulich dargeboten. Die auf dem Dachboden des Schlossmuseums eingerichtete Schau präsentiert sich nämlich so, als befände man sich in einem heimeligen Requisitenraum eines Theaters mit allerlei Trouvaillen verschiedener Produktionen.

Die sieben ausgewählten Schweizer Inszenierungen werden mit Materialien aus dem reichhaltigen Fundus der Schweizerischen Theatersammlung dokumentiert. Eine erste Dokumentation widmet sich der Aufführung im Schauspielhaus Zürich von 1940. In der vor dem brisanten politischen Hintergrund entstandenen Produktion erfuhr die Auferstehung des Bösen durch Mephisto eine drastische Bedeutungserweiterung. 1943 gaben die Luzerner Spielleute den «Faust» als Volksfestspiel im Sinne eines mittelalterlichen Mysteriensspiels. Am Stadttheater Bern löste sich 1956 der Regisseur sorgfältig von der Spieltradition und verzichtete beispielsweise auf die Trennung des alten und jungen Faust. 1981 inszenierte das Goetheanum Dornach eine Neueinstudierung, die auf der bereits 1937 realisierten ungekürzten Welt-Uraufführung von «Faust I» anlässlich der Weltausstellung in Paris basierte. Die anthroposophische Aufführungsform des Goetheanums zeichnete sich durch eine spezielle Sprachgestaltung, Eurythmie und Farbenlehre aus. Die Ausstellung zeigt dazu in einem Turmzimmerchen das nachgebaute Studierzimmer Fausts, wie es 1981 erstmals auf der Goetheanum-Bühne zu sehen war. 1993 brachte das St. Galler Musikfestival Open Opera den «Doktor Johannes Faust» als musikalisches Figurentheaterspektakel auf die Bühne. Puppenspiel, Schauspiel, Tanz, Pantomime, Gesang und Musik verbanden sich hier zu einem Gesamtkunstwerk. In Zürich präsentierte 1996 eine Gemeinschaftsproduktion des Theaters Neumarkt mit der Builders Association New York eine Multimediashow, die den «Faust»-Stoff in verschiedenen Variationen miteinander verband, ihn aber auch bedeutend transformierte und dekonstruierte. Schliesslich wählte 2003 die jüngste Schweizer «Faust»-Inszenierung des Theaters Basel die Elisabethenkirche als Bühne. Das Gute und das Böse der Menschheit, wie es Faust und Mephisto verkörpern, wurden durch verschiedene Kunstgriffe zusätzlich miteinander konfrontiert.

Bereits an dieser kleinen Auswahl zeigt sich, wie auf vielfältige Weisen sich ein und dasselbe Stück arrangieren lässt. Wie anhand dieser historischen Beispiele von unterschiedlichen Bühnenfassungen festzustellen ist, stellt der Klassiker «Faust» also ein zeitloses Werk dar, dessen Faszination auf die verschiedensten Theatermacher und Schauspieler gewirkt hat und immer noch wirkt. Die Fülle der Bilder, die Wirkung der Tragödie und die Schwierigkeiten ihrer Deutung und Umsetzung auf der Bühne erlauben es, das Werk stets mit andern Augen zu sehen und neu zu inszenieren. So wird in der kleinen, aber feinen Ausstellung bereits an den wenigen Beispielen deutlich, wie unerschöpflich der «Faust» ist. Es wird auch künftig immer wieder neue klärende und deutende Bemühungen um Goethes «Faust»-Dichtung geben. Jeder dieser Versuche bestätigt des Meisters Worte, dass das «Faust»-Universum «ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache.» Der Mythos «Faust» bleibt bestehen und das ist gut, denn so dürfen wir gespannt auf weitere anregende, die Bühnentradition prägende Theaterproduktionen und vielleicht auch -ausstellungen hoffen.

«Welch Schauspiel! Aber ach! Ein Schauspiel nur!» Goethes Faust auf Schweizer Bühnen.
Sonderausstellung der Schweizerischen Theatersammlung.
Schlossmuseum Thun, Schlossberg 1
Geöffnet täglich 10:00-17:00 h.
Bis 31. Oktober.

Bortlik, Wolfgang: Hopp Schwiiz! Fussball in der Schweiz oder die Kunst der ehrenvollen Niederlage. Kiepenheuer & Witsch. Köln 2008. S. 251.

Als Vorbereitung auf Kommendes
Wolfgang Bortlik: Hopp Schwiiz! Fussball in der Schweiz oder die Kunst der ehrenvollen Niederlage.

■ Auch zu uns ist der Fussball Ende des 19. Jahrhunderts durch die Vermittlung der Engländer gelangt und er trieb in unserem kleinen Land zunächst durchaus beachtenswerte Blüten. Hatten die Schweizer doch 1924 in Paris noch den inoffiziellen Titel «Europameister» zugesprochen bekommen und gewannen 1938, erneut in Paris, sogar gegen Grossdeutschland. In den 40er- und 50er-Jahren erlitten sie zumindest keinen Schiffbruch auf dem Feld. Erst in den 60er-Jahren vermochten sie den allmählichen Niedergang trotz Rappan-Riegel, welcher noch den heutigen Stil der Nationalmannschaft zu prägen scheint, nicht mehr aufzuhalten. Jedoch fehlte dem Spiel um das harte Leder auch jahrzehntelang die Akzeptanz von Seiten der Medien wie auch weiten Kreisen der Bevölkerung. Erst dem Nationaltrainer Wolfisberger gelang es, sowohl den «Blick» wie auch die «Sport» auf seine Seite zu ziehen.

Wolfgang Bortlik führt uns hier durch ein gutes Jahrhundert Fussballgeschichte, geprägt von Höhepunkten und Fehlschlägen und pikanten Details um Köbi National. Doch stellt er zu unserer Beruhigung vor der kommenden EM auch fest, dass das stets vor allem defensiv geprägte Spiel der Schweizer in den letzten Jahren deutlich offensiver geworden ist. Dies vor allem dank intensiver Nachwuchsförderung. Und obwohl unsere Fussballelf auch 2006 nicht so ganz mitzuhalten vermochte, hoffen wir alle auf ein neues «Wunder von Bern». Denn wer weiss schon, welche Finten die wehrhaften Eidgenossen noch aus der Trickkiste zaubern.

Dem 1952 in München geborenen Autor gelingt hier nicht nur eine amüsante Abhandlung über die schweizerische Fussballgeschichte, sondern auch eine zumeist liebevolle Beschreibung des helvetischen Nationalcharakters und dessen Entwicklung.

Nachtrag: Empfehlenswert sind weiter die mit Pedro Lenz und «Tim&Struppi» entstandenen Tonträger «Die Schwalbenkönige».

Küng, Max: Buch Nr. 2. Das Ende der Dinge – Der Anfang von Allem. Edition Patrick Frey. Zürich 2008. S. 1000.

Numero Due
Max Küng: Buch Nr. 2. Das Ende der Dinge – Der Anfang von Allem.

■ Pünktlich zur EM liefert Max Küng sein zweites Sammelsurium an Artikeln und Kuriositäten, und wer sich in der Pause nach der ersten Halbzeit an einem Küngschen Artikel oder seiner Sammlung an Fotos von Frauenbeinen (zur Abwechslung zu den feschen Fussballerwaden) vegnügen will, dem sei dieses 1000-seitige Kompendium zum Schmunzeln und Stirnrunzeln durchaus ans Herz gelegt (eignet sich auch als Toilettenlektüre – im positiven Sinne, denn diese Verwendung wird vom Autor selbst durchaus begrüsst). Anders als der Kolumnist Mark van Huisseling, dessen Kolumnen einst ganz vergnüglich zu lesen waren, sich heute jedoch auf Namedropping beschränken, ist Küng der Erfolg nicht zu Kopf gestiegen. Denn auch wenn sein Bedürfnis, seine Sicht auf die Welt beziehungsweise deren Kategorisierung mit der Mitwelt zu teilen zuweilen etwas zu viel des Guten sein mag, macht sein selbstironisches Augenzwinkern vieles wett. Unser Autor nimmt sich selbst nicht so arg ernst.

Obwohl Küng zunächst ein edles, dünnes, gebundenes Buch kreieren wollte, stellte er nach kurzer Schaffenszeit fest: «Ich wollte ein Buch, das ein Freund sein kann. Ein Buch, das einen über längere Zeit begleitet.» Dies ist Max Küng mit seinem dreigeteilten Werk – der erste Teil besteht aus Seiten aus Notizbüchern und Reportagen, der zweite aus den drei im Tagi-Magi erschienen beziehungsweise erscheinenden Kolumnen «Tausend Dinge», «Kaufen mit Küng» und «Kauf der Woche» und die dritte aus einem Index mit zusätzlichen Informationen zu einzelnen Artikeln und Fotos – ganz bestimmt gelungen... ausgelesen ist es noch lange nicht.

Und mit seinem Artikel über die Hässlichkeit von Fussballdresses auf den Seiten 872-877 wären wir ja dann auch wieder beim Thema Nummer 1 im Monat Juni...

Stamm, Peter: Wir fliegen. Erzählungen. S. Fischer Verlag. Frankfurt am Main 2008. S. 175.

Misslungene Ausbrüche
Peter Stamm: Wir fliegen. Erzählungen.

■ Liest man den Klappentext zu «Wir fliegen», wo von «unerwarteten Wendepunkten» und «flüchtigem Glück» die Rede ist, glaubt man ein anderes Buch als das vorliegende beschrieben zu bekommen. Denn Stamms Protagonisten in den zwölf Erzählungen werden vielmehr durch die verpassten Chancen in ihren Leben vereint. Sie halten sich für so unbedeutend, dass nicht einmal über sie geklatscht wird, wie die Protagonistin in «Die Erwartung» lakonisch festhält. Sie sind sprachlos in Bezug auf ihre Wünsche, sie haben gelernt anzunehmen, was da kommen mag, ohne sich gegen das «Schicksal», welches allzu oft vermeidbar scheint in diesen zwölf Erzählungen, zur Wehr zu setzen. Nicht eine Frage des Alters, Geschlechts oder der Klasse scheint es zu sein, denn der junge Lehrer, der am Anfang seines Lebens steht, ist von dieser Hoffnungslosigkeit genauso betroffen wie der alte Portier, den lediglich eine Nacht von einem «schlimmen medizinischen Bescheid» trennt. In diesem Sinne herrscht Demokratie, denn niemand vermag auszubrechen.

In «Drei Schwestern», der wahrscheinlich stärksten Geschichte des Buches, wird dies besonders deutlich. Heidi, die auszog, um an der Wiener Kunstakademie zu studieren, jedoch bereits in Innsbruck den Zug verlässt, um von Rainer geschwängert zu werden, hat sich damit abgefunden, nun mit Rainer verheiratet, ein Leben als Hausfrau und Mutter in ihrer Heimatstadt zu führen. Kleine Fluchten gelingen ihr lediglich, wenn sie die junge Carmen, die mit ihrem weiblichen Körper kokettiert, aus der Phantasie zeichnet.

Stamms Prosa wird da besonders bestürzend, wo er auch das ungelebte Leben Heidis, nämlich dasjenige einer Zeichenlehrerin in irgendeiner Kleinstadt, als in ihren Augen zu einem quasi verpfuschten werden lässt. Und so die Lebensgestaltung ihrer einstigen Förderin, der Zeichenlehrerin, ad absurdum führt.

Peter Stamms Erfolg kommt nicht von ungefähr, denn gerade die Beiläufigkeit, mit der er seine Figuren, wenn nicht ins Verderben, so doch in einen unerwünschten und ungeliebten Alltag rennen lässt, bietet viele Identifikationsmöglichkeiten. Und trotz der beschriebenen Trostlosigkeit gibt es stets ein Fünkchen Hoffnung.

LITERATUR

wie klingt heiliger zorn?

Von Christoph Simon

■ 1993, vier Monate vor seinem Freitod, sagt Niklaus Meienberg zum Fall der Stadt Srebrenica: «Unsere Empörung wäre eine Voraussetzung für eine aktive Friedenspolitik der Schweiz... Warum sind wir so unerschütterlich? ... Warum erregt uns ein ausgeraubter Bancomat so viel mehr als eine ausradierte Stadt?»

Das Hörbuch «Niklaus Meienberg – Ein Porträt in Originalaufnahmen» offenbart einen alles andere als unerschütterlichen Niklaus Meienberg. Es dokumentiert, wie sich der stets streitlustige, lobenswert nestbeschmutzende Journalist während fast dreissig Jahren in die Öffentlichkeit eingebracht hat: Als ruhelosen Lyrik-Vortragenden, als pointierten Sanktgallen-Kritiker, als treffsicheren Vergangenheitsaufarbeiter.

«Wer war Meienberg?», fragt Ingo Starz, der Herausgeber des Hörbuchs. Welche Motive trieben den wütigen Radikaldemokraten, den hartnäckigen Grossbürgerschreck, den barocken Liebeslyriker an? Und lässt Meienberg die Antworten selber geben, mit erhellender «patriotischer Gebrauchslyrik», mit Masturbationsberichten aus dem Internat in Disentis, mit einer Heidi-Alpöhi-Analyse, die «sogar bei sehr geduldigen Lesern innerhalb meiner Verwandtschaft ganz böse Reaktionen hervor gebracht hat».

Zwölf Jahre nachdem er mit einem Schreibverbot des Tages-Anzeigers belegt worden ist, wünscht sich Meienberg 1988 in der Radiosendung «Reflexe» eine Geschichte des Tages-Anzeigers, jener Zeitung, «die im ersten Weltkrieg eine Propagandatrompete der obersten deutschen Heeresleitung war», der Zeitung, die «1931 auf der ersten Seite einen Leitartikel von Adolf Hitler publiziert hat und 1933 – auch auf der ersten Seite, beide Male ohne redaktionelle Einfügungen – einen Leitartikel von Benito Mussolini. Stalin kam nicht zu Wort, er war vermutlich stilistisch nicht so geschickt. Bei uns geht immer noch die Unschuldsvermutung um, dabei waren bei uns alle Strukturen perfekt, um ein totalitäres Regime aufzurichten. Es gab die Kinder der Landstrasse, diese wären selbstverständlich ins KZ gekommen, wenn die Deutschen einmarschiert wären, und dass die Deutschen nicht einmarschiert sind, ist ein Zufall, den wir nicht nur der Armee zugute halten können.»

Heute streitet die Stadt Zürich, wie dem letzten antibourgeoisen Reportageschriftsteller gedenkt werden könnte – mit einer offiziellen Gedenktafel? Mit einem Grafitti im Cabaret Voltaire? Ein Gedenkbrunnen aus Jurakalk, plaziert exakt vor dem General-Wille-Haus zwischen Ifenthal und Belchenflue, ob Olten? Ein Meienberg-Musical mit fröhlich steppendem Blocher und einem Purzelbaum schlagenden Coninx? Mit einem Videoscreen im Hauptbahnhof, auf dem seine prägnantesten Sätze aufleuchten – «wir wollen nicht keine Schweiz, sondern eine andere als die gegenwärtig grassierende»? Weitere Vorschläge direkt an Elmar Ledergerber.

1977, vierte und letzte Fassung des Hörspiels «Erschiessung des Landesverräters Ernst S.»: Vogelgezwitscher, Schüsse, Vogelgezwitscher. Meienberg zu lesen, zu hören und zu verbreiten war und ist eine gute Tat. Etwas, das die Menschheit über alles Trennende hinweg vereinen könnte, jenes Wunder, das Schiller in seinem «Lied an die Freude» mit den Worten «deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt» umschreibt. Wenn vorliegendes «Porträt in Originalaufnahmen» dazu beiträgt, dass auch nur ein einziger Red-Bull-Rauschtrinker seinen sozialen Gerechtigkeitssinn entdeckt, wäre schon viel gewonnen.

Niklaus Meienberg – Ein Porträt in Originalaufnahmen. Herausgegeben von Ingo Starz. Hörbuch Christoph Merian Verlag.

FILOSOFENECKE

Von Alther&Zingg

«IM ANFANG WAR DAS WORT...»

Johannes 1.1

■ ...dann erst kam die Tat. Also denken wir, bevor wir handeln. Allgemeiner: Es ist gedacht worden, bevor gehandelt, getan, geschöpft wurde. So die Vorstellung, die Hoffnung im Roman aller Romane. Diese erhoffte Tatsache ist eine Frage, welche das menschliche Denken seit jeher beschäftigt: Gibt es das allgemeingültige Prinzip, das Konzept – wie auch immer wir es benennen oder personifizieren – gibt es den übergeordneten Sinn und sind wir als Einzelne teilhaftig daran?

Der Streit scheint ein formaler zu sein. Und doch: Wem kommt der höhere Grad so genannter Realität zu – den Einzeldingen, den Individuen oder dem Allgemeinen, den Begriffen? Glauben wir an ein Fundament, damit wir uns selbst und die Dinge verstehen oder versuchen wir uns selbst und die Dinge zu verstehen, damit wir an eine Wahrhaftigkeit für unser Dasein glauben können?

Die Unsicherheit hat viele Gesichter: Nehmen wir Menschen, die uns begegnen, als Individuen wahr oder als Zugehörige zu einer bestimmten Gattung? Wie sprechen wir miteinander, in gegenseitig dekodierbaren also allgemeinen Begriffen oder in unserer persönlichen «Sprache des Herzens»? Gibt es überhaupt ein nicht-begriffliches Denken, eines in Bildern, wie Einstein dies auch für seine mathematischen Errungenschaften behauptet hat? Ist der Goldene Schnitt das Prinzip ästhetischer Empfindung oder lässt sich über den (individuellen) Geschmack tatsächlich nicht streiten? Hatte Kennedy recht mit seiner Forderung, der Einzelne solle nicht fragen, was der Staat für ihn, sondern was er für den Staat tun könne – oder haben wir den Staat doch für unser Wohlergehen, für unsere Sicherheit geschaffen? Ist Ethik ein Prinzip, das immer wieder an der Moral des Einzelnen scheitert und gibt es eine individuelle Vernunft oder macht die nur als allgemein verbindliche Sinn?

Hat Abälard vor etwa tausend Jahren den Schlüssel zur Antwort bereits gedacht, wenn er sich auf die Position stellt, die Menschheit sei nicht ohne den einzelnen Menschen und ohne Menschheit hätte der einzelne Mensch keinen Begriff von sich selbst?

Alther&Zingg freuen sich, mit Ihnen über diese vereinzelten Fragen am **Mittwoch, 25. Juni, 19.15 Uhr im Tonus Musiklabor, Kramgasse 10, in Bern** ganz allgemein plaudern zu dürfen.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

■ «Seniorweb.ch ist 10-jährig und kein bisschen müde!» Brigitte Poltera, Chefredaktorin von «Seniorweb» schreibt über die Jubiläumsveranstaltung:

«Das Jubiläum wurde am Gründungstag vom 22. Mai im Hotel Marriott in Zürich gefeiert, mit einem öffentlichen Apéro für die Nutzer und dem Dank des Präsidenten Walter Wenk an die Gründer, Mitarbeiter und Sponsoren. Eingeladen waren auch Vertreter von verschiedenen Seniorenverbänden. Lebhaftes Interesse der Gäste an der Internetplattform für die Generation 50plus galt den Angeboten und Projekten, die auf fünf Bildschirmen vorgestellt wurden. Jung und dynamisch präsentiert sich Seniorweb, engagiert sich neu auch mit Projektgruppen, InfoApéros und für das e-Learning mit den neuen Informationsmitteln Webblogs, Wikis, Podcast, Chat, Internet-Telefonie, Bildergalerien und Videos.»

Seniorweb.ch steht heute definitiv vor einer organisatorischen Neuausrichtung. Im März haben die Mitglieder des bisherigen Trägervereins der Gründung einer Stiftung «PRO SENIORWEB» und einer Betreibergesellschaft als neue Trägerschaft zugestimmt. Am 16. Mai trafen sich erstmals die Mitglieder des zukünftigen Stiftungsrates mit dem Vorstand als zukünftiger Geschäftsleitung zur konstituierenden Sitzung. Man hatte erstmals Gelegenheit, sich gegenseitig kennenzulernen. Es wurde rasch deutlich, dass hier das Kernteam eines vielseitigen Netzwerks entstanden ist, das bestens geeignet ist, durch Synergien und Zusammenarbeit den Zielsetzungen von seniorweb.ch zu dienen.

Unter den Zielsetzungen hob der Sitzungsleiter Walter Wenk folgende hervor:

Einen Beitrag zu leisten zur Überwindung des digitalen Grabens zwischen den Generationen

Lebenslanges Lernen zu fördern durch e-Learning-Angebote für die ältere Generation

Den Fortbestand und die nachhaltige Entwicklung von seniorweb.ch sicherzustellen

Den Community-Gedanken von seniorweb.ch weiter zu pflegen und auszubauen

Die Vernetzung und den Bekanntheitsgrad unserer Plattform zu verbessern.

(Aus einem Bericht von Alfons Bühlmann, Content-Manager, Seniorweb.ch)

Hab ich Sie neugierig gemacht? Lassen Sie sich überraschen.

www.seniorweb.ch

Bild: zVg.

LIFESTYLE

birnenförmige zuckerwatte

Isabelle Haklar

■ Ob Säge, Kaffeekanne, «Strickliseli», Zahl oder Treppe: Für die Barbapapas ist jede erdenkliche Form nachahmbar.

Gemeinsam sind sie stark, bauen Häuser oder spielen Theater. Auch auf dem Mars waren sie schon. Sie besitzen einen eigenen Zirkus und ihr Garten gedeiht prächtig. Bereits seit mehr als dreissig Jahren engagiert sich Barbapapa mit Barbamama, Kind und Kegel für Mutter Natur, rettet Tiere und unterrichtet in eigener Schule und Sache. Es gibt kein Problem, welchem das biegbare Paar und sein nicht minder verformbarer Nachwuchs nicht gewachsen sind.

Die neunköpfige Familie versprüht den lieben, langen Tag Charme, verbreitet gute Laune und bietet allen ihre Hilfe und Freundschaft an. Wer wäre nicht gerne mit ihnen befreundet, wünschte sich diese sonnigen Gemüter zum Nachbarn? Denn sollten wir, als ihre Nachbarn, gerade einmal keinen Hammer zur Hand haben, würde ganz bestimmt ein Mitglied der Barbapapas sich unsrer erbarmen und den Hammer mimen. Oder wenn es in unserem Haushalt an einem Suppenlöffel fehlen sollte, liesse sich der korpulente rosa Papa wahrscheinlich mit Enthusiasmus in die heisse Brühe tunken. Und ich bin mir fast sicher, dass der sportbegeisterte Barbidur ohne weiteres dazu animiert werden könnte, einen Nachmittag lang beim Gummitwist als Gummiband mit von der Partie zu sein.

Die Töchter sind Barbamama wie aus dem Gesicht geschnitten, die Buben gleichen Barbapapa bis auf die Form. Entstanden aus nichts als Liebe, in der Erde herangewachsen wie junges Gemüse. Denn Barbamama gebärt nicht lebend, nein. Sie lässt ihre Eier in der Erde gedeihen und pflückt diese dann reihenweise wie reife Kartoffeln. Obgleich sie bei der Ernte, sprich ihrer Geburt, eher die Form kleiner Birnen haben. Später werden die Zöglinge dann allesamt nach dem französischen Wort für Zuckerwatte – Barbe à papa – plus angehängtem, wesenspezifischem Zusatz benannt.

Trotz ähnlicher Namen und Form, könnten sie individueller nicht sein. Sie heben sich punkto Hautfarbe und Können deutlich voneinander ab. Jedes dieser Comic-Wesen verfügt über eine besondere Gabe, ist ein wahres Genie auf einem speziellen Gebiet und trägt seit 1970 seinen Teil zum Wohle von Familie und Gesellschaft bei. So beispielsweise auch Barbibul, der Blaue der Familie. Er ist ein begnadeter Wissenschaftler, der sich bestens in Sachen Genetik, Astrophysik und Chemie auskennt. Oder dessen grüne Schwester Barbalala, die praktisch jedes Instrument beherrscht und ihre Umgebung mit süssen Harfenklängen bezirzt. Auch Barbabelle vermag ihr Umfeld zu bezirzen. Sie, ganz in violett, mit Wimpern wie Rutschbahnen, edlem Schmuck und von Parfumeduft umhüllt, ist mit Abstand die Schönste der Familie. Ihr sind, im Gegensatz zum gelben Bruder Barbidou, haarige Wesen und kleine Kriechtiere ein Graus. Barbidou, ein angesehener Ökologe, liebt alles, was kreucht und fleucht, blüht und zu seinem Leidwesen der Umweltverschmutzung zum Opfer fällt.

Auch an einem Künstler sowie einer Intellektuellen mangelt es der Familie Barbapapa selbstverständlich nicht. So ist es Barbouille, der sich der Kunst verschrieben hat, sich jedoch etwas schwer damit tut, nebst Kubismus, Realismus, Surrealismus, Ex- und Impressionismus einen eigenen Stil zu entwickeln. Orange und mit Brille, wie es sich für eine Intellektuelle gehört, vergräbt sich Barbotine stundenlang hinter ihren Büchern und dient als wandelndes Lexikon. Kurz: Eine Familie, wie sie im Buche steht, eine wahre Bilderbuchfamilie.

Eine Familie, populärer denn je, da hier seit kurzem wieder alle Bücher erhältlich sind, plus dem zehnten, letzten Band in neuer Übersetzung. Vom Bleistift übers T-Shirt bis hin zum Schnuller sind sie in den unterschiedlichsten Formen präsent – ganz à la manière Barbapapa. Eine Familie, die auf dem Estrich oder im Keller einer bestimmt fast jeden Familie schlummert, und sich vor Freude verbiegen würde, wenn man sie auch dort wieder zum Leben erweckte.

KOLUMMNE AUS DEM BAU

wissenschaftsmarathon

Von Irina Mahlstein Bild: Barbara Ineichen

■ Unsere Kolummnistin fährt auf ihren ersten «Businesstrip», eine ganze Woche (!), und zwar nach Wien, an die EGU. Was so viel heisst, wie ein paar tausend Wissenschaftler finden sich zusammen, um einander in 15-minütigen Blocks zu berichten, an was sie gerade herumstudieren. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob die alle wirklich wissen wollen, an was ich denn so den ganzen lieben Tag rumstudiere («ich könnt mal wieder Schuhe kaufen...»), deshalb werd ich wohl dieses Jahr auch noch geschont und präsentiere lediglich ein Poster.

Am Montag morgen mache ich mich auf, um mich registrieren zu lassen. Ich krieg einen tollen Batch, auf welchem mein Name steht und wo ich arbeite. Wenn ich in dem ganzen Wissenschaftsgewirr verlorenginge, dann könnte mich jemand einfach bei lost & found zurückbringen und die könnten mich ohne Probleme wohlbehalten zu Hause wieder abliefern. Mir kann folglich nichts passieren. Ein bisschen mutiger als noch zuvor mache ich mich auf die Suche nach dem Raum, in welchem die Präsentation vorgetragen wird, die ich als erstes hören möchte. Ich setz mich rein und bin gespannt über die ganze Weisheit, die ich hier in dieser Woche erfahren werde.

Nach den ersten fünf Slides habe ich mich endlich an das lustige Englisch des Redners gewöhnt und bin mehr oder weniger fähig, dem Gesagten zu folgen. Nach den nächsten fünf Slides habe ich bereits den Faden wieder verloren. Irgendwie habe ich nicht ganz mitgekriegt, wie er von Formel 17 auf Formel 18 kam. Ich lasse es bleiben, weiter mitzudenken und tröste mich mit dem Gedanken, dass es beim nächsten Vortrag sicher besser sein wird. Der Titel klingt ausgesprochen vielversprechend. Dieses Mal bin ich leider schon in der Einführung hängengeblieben. Dann eben in der nächsten Session... Nach einem Tag volle Dröhnung Wissenschaft kehre ich erschöpft ins Hotel zurück. Verstanden und mitgenommen habe ich heute lediglich die Raumaufteilung des Konferenzgebäudes und mit welcher U-Bahn ich vom Hotel ins Konferenzzentrum gelange. Morgen wird's bestimmt besser. Morgen wird auch meine Session stattfinden, meine Expertise sozusagen. Bestimmt werde ich dort endlich fähig sein, dem Gesagten zu folgen.

Da sitze ich in meiner Session und höre sehr aufmerksam zu. Aber am Ende von 16 Vorträgen überlege ich mir, ob es nicht eine gute Idee wäre, meine Expertise zu wechseln. Meine Gedanken driften immer wieder ab. Ich überlege mir, ob ich doch nicht die Schuhe kaufen sollte, die ich kürzlich erspäht habe. Mittlerweile sind wir auf Slide 10 von Vortrag Nummer acht meiner Session. Eine Grafik hat meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, nur leider kann ich nicht mehr zurückverfolgen, wie sie zu diesem Resultaten gelangt sind, da ich mir in den letzten fünf Minuten Gedanken darüber gemacht habe, ob ich die Schuhe eher in schwarz oder grau kaufen möchte. Am Ende meiner Session ziehe ich Bilanz: Wissenschaftlich ist es wohl fraglich, ob ich die richtige Person bin, um in diesem Gebiet zu forschen. Aber die Schuhe, die sollte ich in Schwarz kaufen.

Nach viertägigem Wissenschaftsmarathon (mittlerweile war ich fähig, hin und wieder eine ganze Präsentation zu verstehen und da eine oder andere also gute Idee mit nach Hause zu nehmen) ist es Zeit, mir ein wenig Entspannung zu gönnen. Am besten in einem gemütlichen Cafe in der Stadt, bei einem Stück Sachertorte. Und diese Schuhe, die könnten meine Stimmung auch erheblich verbessern... Nach erfolgreichem Kuchengenuss und Shoppingtrip kehre ich am nächsten Tag mit neuer Motivation zum Konferenzzentrum zurück. Ich setze mich in die erste Präsentation und höre mir eine abstrakte Abhandlung über Luftmassenaustausch in den oberen Atmosphärenschichten an. Je länger ich mir diese Dinge anhöre, desto absurder erscheint mir das Ganze. Wer interessiert sich denn schon für diese Dinge? Was nützt es der Welt? Das ist doch nicht wirklich relevant für die Menschheit. Relevant ist zum Beispiel, wann der nächste schöne Sommertag ist, damit ich meine neuen Schuhe tragen kann!

seit 1998
nur
gute
Musik

Wir haben keinen Computer für die Musikauswahl sondern FachjournalistInnen, Fans, Singer-Songwriter, Sammler, Nischenbeobachter, Sportredakteure, Verlags-Lektoren und Auslandkorrespondenten, die nur die neuen Platten besprechen, die sie für gut befunden haben. Diese zehn Mal jährlich erscheinende Sammlung von Empfehlungsschreiben ist für unsere AutorInnen auch eine Spielwiese und das merkt man den Texten an. Auch für viele treue AbonnentInnen ist LOOP seit zehn Jahren die letzte Oase in der Musikwüste, die sie nicht mehr missen möchten, selbst wenn sie im Ausland arbeiten. Zum Beispiel in Peking.

MUSIKZEITUNG Loop
www.loopzeitung.ch

KULTUR & GESELLSCHAFT

der letzte künstler

Von David Berger

■ Hierin ist man ja abgeklärt; beiläufig erwähnte ich denn schon, dass der Selbstmord die letzte Rebellion sei. Nichtsdestotrotz träumen «ernste» Künstler, die Kunst möge die Welt revoltieren; vermutlich erben wir bloss Wagners Einfluss, jener Zauberer und Verführer, der mittels der Kunst die Gesellschaft verändern wollte. Und obwohl einen die Geschichte belehrt, dass das letzte Subjekt, welches die Geschichte nachhaltig prägte, leider Hitler war, schmachten Künstler nach Veränderungen; nach individuell getätigter.

So dürfte niemand überraschen, dass eine Organisation füttern möchte, wem gelänge, die Gesellschaft zu schockieren. Die Sehnsucht, die letzten Tabus zu entblössen, scheint ungebrochen; und entzündet wohl jede Jugend, deren Sinn und Aufgabe ja eigentlich wäre, das Hergebrachte weiterzuentwickeln und das Verwachsene zu verjüngen. Doch diesmal ist die Pflicht ungleich anspruchsvoller; unsere Eltern hatten denn bereits randaliert, Sittlichkeit und Anstand derart verwüstet, dass wir lebenslänglich beschäftigt sein müssten, sie zu restaurieren und zu renovieren.

Hieran bemerkt man, dass uns eine konservative Revolution drohe; glücklicherweise keine der SVP, denn diese Partei ist kaum konservativ. Doch das Versprechen, der Dekadenz zu trotzen, deren Merkmal jene verwilderte Komplexität ist, wogegen man allerorten rauft, ist uneingelöst. Statt die Komplexität sich reduziere, steigert sie sich; unaufhaltsam, bis die SVP endlich triumphiert, weil die Welt simplifiziert, so dass jedermann sie verstehe. Doch hierüber möchten wir nicht verargen, sondern erhellen, weswegen gerade die Kunst Besserung und Läuterung verspricht.

Man ist ja unterrichtet, der Künstler sei individuell, den einzigen Individualisten, den wir dulden und den wir auch finanzieren. Künstler gelten folglich als durchgeknallt und abgedreht, verwildert und roh; leben und verkörpern die Libertinage und die Narrenfreiheit. Dies Klischee verzaubert, durchaus und vor allem den Gesitteten und Verhäuslichten und Veräusserten und Verdingten. Mag sein, dass man bloss projiziere; den Künstler ehre hierfür, dass er verwirkliche, was man einem selber versage.

Deswegen sucht man ebendiesen Künstler, will ihm applaudieren, will ihn nähren und motivieren. Man giert geradezu nach Skandalen, die sogenannte Künstler medial wiederholen; man möchte sich denn sowohl empören als auch faszinieren hierob. Doch einen Künstler, der nicht sich bloss inszeniert, so, als wäre er Künstler, fristet im Unbekannten wie Verborgenen; jenen könnte auch kein Kulturmanager vermarkten, weil er schlichtweg nicht gesellschaftsfähig wäre.

Trotzdem möchte ich einen Künstler porträtieren, und zwar einen Anti-Künstler, sozusagen ein Teufelsanbeter, der irgendwo im Geheimen vergammelt und versiecht; und eigentlich, hätte ihn nicht der Alkohol gebändigt, längst Unschuldige massakrieren würde, allein um die Statistik gewalttätiger Schweizer zu frisieren. Nennen wir ihn fortan den Ankläger. Und nein, ich verrate niemanden, wer und wo er denn sei. Ebendiese eingangs erwähnte Organisation, die bis zum 15. Juni lost, wer wohl noch zu provozieren vermöge, würde anerkennen, er besässe eine «gesunde Wut im Bauch», welche jenseits läge, was Schulen produzieren.

Vorweg: Nichts schadet der Kunst mehr als ein euphorisches Publikum, das unaufhörlich jubelt und applaudiert; dieser Affekt verzehrt die eigentliche Kunst. Manche Kunst sollte besser verschlossen bleiben, so wie diese hier, die ich nun alsbald präsentiere; man müsste sie dem weltstädtischen Kunst-Pöbel verheimlichen, andernfalls drohe, dass sie geschändet werde. So erklärt sich, weswegen die tatsächlichen Künstler keine Berufskünstler sind; sie meiden denn das gierig-hysterische Publikum gänzlich, das die Kunst bloss missbraucht, um nicht immer übers Wetter plauschen zu müssen.

Eine Stimmung. Ein betonierter Keller, worin man nicht mehr zwischen Tag und Nacht, zwischen Arbeit und Kunst unterscheiden kann, worin also die Zeit als Grösse verwirkt, das Leben zu regeln. Hierin rauscht bloss der Impuls, allein ein unkontrollierbarer Stoss, eine Wand zu beflecken. Hierin ist Mensch Maschine, Sklave seiner selbst; das Bewusstsein erloschen. Man stelle sich diesen Keller vor: Die Flaschen türmen sich, die Luft ätzt.

Und der Ankläger, der hantiert mit Scherben, kleckert mit Blut, vergisst zu schlafen wie zu essen. Er ist eigentlich tot, deswegen «malt» er: eine groteske Szene; ein Geschlechtsakt zweier Farben, dergestalt verdünnt, vermengt, dass man sie kaum noch differenzieren kann. Hierüber endet das Latein nüchterner, weil verbitterter Gelehrsamkeit. Man wähnt schliesslich, allein der Teufel vermöge dies Urteil zu vollstrecken, das den Ankläger peinigt, nunmehr verdammt und doch bannt.

Dionysios scheint zugegen, die Geburt des Lebens scheint verfügt. Eine Stimmung sondergleichen. Ruhe. Der Ankläger erwacht, und stürzt; geschweige, dass er die Zeit bemerke, die hierin sich unwiderruflich verflüchtigte. Er zittert, schnaubt, lechzt, und schluckt, mehrmals. Und er trinkt, immer mehr, immer wieder, masslos. Er schlägt, rennt gegen die Wand; blutet. Der Nihilismus ist greifbar, gegenständlich; für nichts und wieder nichts lohne sich zu kämpfen, lohne sich zu sterben; auch Selbstmord ist bloss die eine weitere Sinngebung des Sinnlosen.

Der Ankläger schweigt. Die Ruhe stört. Der Ankläger verzweifelt, zweifelt ob seiner «Kunst»; zerreisst das Bild, verbrennt das Werk. Qualm. Und droht schliesslich zu ersticken. Ein Suizidversuch? Wahn? Nein, weder-noch, sondern «Alltag». Wer erkühne, diese Vorstellung in eine ordinär-biedere Vernissage zu schleusen, dem gebühre Spott und Hohn. Kunst solle schon provozieren, aber nicht die Öffentlichkeit, sondern allein den Künstler.

CARTOON

www.fauser.ch

UBS
UBS
UBS

Alther&Zingg
Ein filosofisches Gespräch:

«IM ANFANG WAR DAS WORT»
Johannes 1.1

Mittwoch, 25. Juni 2008 // 19:15 h
tonus-labor, Kramgasse 10, 3011 Bern

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.–
500 Exemplare Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.

ensuite
kulturmagazin

im ABONNEMENT

ZH 06/08

NEU:
*art*ensuite gibt's nur noch im Abonnement oder in Galerien.
Ein Abonnement macht jetzt doppelt Sinn...

Sie wissen nicht mehr wohin?
ensuite - kulturmagazin lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (Inklusive *art*ensuite).

- ❑ Ausgabe **Bern** ❑ Ausgabe **Zürich**
- ❑ Abonnement je Stadt Fr. 58.00
- ❑ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 32.00
- ❑ Ich möchte GönnerIn werden (ab Fr. 300.00)
- ❑ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

.....

.....

Vorname .....

Name .....

Adresse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

.....
Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | **www.ensuite.ch**